L.g.o. 857.b.

Die

Tönenden Bilder

von

Ph. H. Welcker.

Eine Reihe

von

Drei und vierzig Holzschnitten.

BIBLIOTHECA
CIVITATIS
RABENBERGENSIS.

Gotha, 1835.
Verlag von J. G. Müller.

119

Vorwort des Verlegers.

Der geehrte Leser bedarf eines Aufschlusses, warum diese alten Holzschnitte, ganz in ihrer ursprünglichen Form beibehalten, hier über den neuen Gedichten des Herrn Verfassers erscheinen. Es hat damit folgende Bewandtniß. Als vor kurzem der Verfasser in einer Buchdruckerei viele halbvergessene Holzschnittformen betrachtete, so sprach ihn das Alterthümliche, Schlichte und doch Herzliche der Bilder, im Gegensatz zu der jetzt Alles verzieren und verschönen wollenden Modesucht, so an, daß er sich drei und vierzig Holzschnitte auswählte und nach denselben dichtete. Und diese Holzschnitte erscheinen hier. Durch die Bilder entstanden also erst die Töne und so die tönenden Bilder. In Erwägung dieses Ursprungs hat der Verleger die alten ungeschmückten Bilder nicht mit neuen Holzschnitten vertauschen wollen und hat alles unverändert gelassen. Um so eher wird daher der geneigte Leser beurtheilen können, was der Dichter zu diesen kunstlosen Gebilden hinzu gethan hat; und vielleicht vermögen auch den Einen und den Andern, der lieber neumodische Bilder gesehen hätte, die Töne mit den alten Holzschnitten auszusöhnen.

Der Verleger.

Widmung.

Dir, in der zauberischen Ferne dort
Am blauen Strom, im rebengrünen Haus,
Dort, oder drüben bei dem Flutgebraus
An jenes Oceanes stolzem Bord,
Vielleicht auch, wo der Alpen Klänge ziehn,
Ach, oder bei dem schönen Apennin, —
Dir folget suchend mein verheißnes Wort;
Die nicht im Abendlande Gleiches hat,
Dir widmet meine Bilder dieses Blatt!

Vom Osten träumend, schlief am Berg ich ein.
Um's Paradies noch flogen Cherubim
Und sangen dort von Gott und nur von ihm.
Und nahe scholl es jetzt aus Edens Hain:
„Des Glaubens heil'gem Muth erschließt sich nur
Zuweilen noch die Paradiesesflur,
Der reinen Liebe mit dem Wunderschein!"
Und öffnend kam ein Mädchen, fromm und schön:
Da wacht' ich auf und sah — Dich vor mir stehn.

Gedenkst Du noch? Es grüßte Morgenlicht
Geheimnißvoll die duft'gen Höhn und Aun;
Da fand ich Dich, im Kreise zarter Fraun,
Der Anmuth Kind, ein liebliches Gedicht,
Und hab' am Hochgebirg, von Glanz umwebt,
Mit Dir im Himmel einen Tag gelebt.
Ich nenne Deinen schönen Namen nicht:
Ich nenne nur, Du reizende Gestalt,
Thüringens heitern, dunkelgrünen Wald.

Du blüh'nde Jungfrau, wundermild und hehr!
Wie war mir doch auf jenem schmalen Pfad
Der weiten Welt, den ich mit Dir betrat,
Mit einem Mal von Dir die Trennung schwer,
Als sich, verklärt am steilen Felsenthor,
In's Abendroth Dein hohes Bild verlor! —
Nun schaut Dich wohl mein Auge nimmermehr!
Doch jenes Wort, das mir Dein Herz verrieth,
Erklingt mir noch, des Westens Memnonslied.

Und sind die Berge wieder frühlingshell
Und schwebt hier Schimmer, wie vor manchem Jahr:
Mich mahnt er an Dein Auge, wunderklar.
Und wenn ich mich auf jene Klippen stell',
Wenn himmelnah die Bergesblume glüht:
Ihr reiner Schmelz, er ist, wie Dein Gemüth.
Und eilt vorbei der laute Silberquell,
Und singen Hain und Thal: sie tönen mir
Von Deiner Huld; sie sprechen nur von Dir!

Leb' wohl, Du Herrliche, so liebumstrahlt,
Auf Blütenaun beim Hesperidenbaum! —
Du wobst mir einen langen, holden Traum.
Und, wie Dich keine Phantasie mir malt,
Der Engel Schwesterbild, so *sah* ich Dich,
So bleibst Du mir nun unveränderlich,
Wenn einst der Zeit auch — Deine Schönheit zahlt.
O laß, um der Erinn'rung wohlzuthun,
Dein sel'ges Aug' auf diesen Blättern ruhn!

Die
Tönenden Bilder.

An die Leser.

Ihr wisset, wenn vom Himmelsthore
Zur Erde schwebt der frühe Schein:
Froh tönt dann Memnons Bild von Stein,
Das Bild des Sohnes der Aurore.
Doch, kommt mit Sonnenuntergang
Die Nacht auf farbenlosen Schwingen:
Dann hört man wehmuthsvoll und bang
Im Osten Memnons Bild erklingen.

Und Memnon, selbst bei den Zypressen,
Wandt noch in starrer Todesruh
Den Blick der holden Mutter zu:
Auroren konnt' er nicht vergessen! —
So sehn auch wir im blüh'nden Raum
Manch' Bild, so wunderbar verschönet,
Daß es, ein unvergeßner Traum,
Memnonisch uns auf immer tönet.

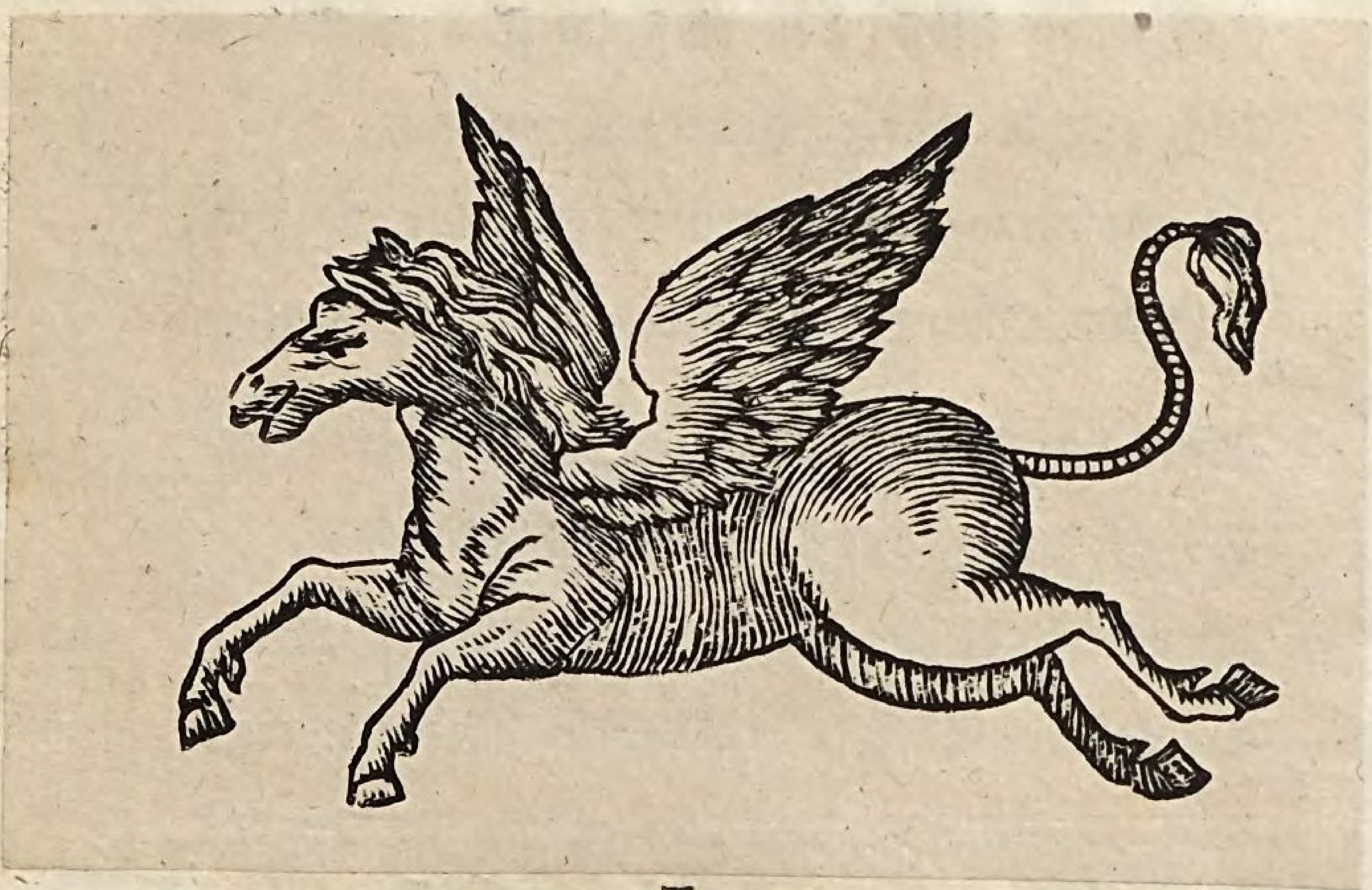
Noch hallet Memnons Klang durch's Leben
Und schüttert Holz und Stein und Erz,
Am innigsten ein reines Herz:
Wenn Schönes naht und will entschweben.
Noch hört ihr Schmerz- und Wonneton,
Den einen täglich, wie den andern,
Als Echo von Aurorens Sohn,
Vom Osten nach dem Abend wandern.

Den tönenden, hier meinen Bildern
Neigt freundlich Euer Aug' und Ohr:
Ein schlichtes Häuflein führ' ich vor —
Ganz ohne Schmuck auf weißen Schildern.
Sie haben alle nichts gemein
Mit Memnons zauberischem Singen:
Sie möchten Euch das Herz erfreun
Und dann im Abendroth — verklingen!

Abschied
an die tönenden Bilder.

Nun wandelt fröhlich fort bei Frühlingsschein
Auf grünem Pfad, Ihr Bilder, schlicht und klein!
Am Himmel wieder wird Gesang gehört,
Die muntern Lerchen sind zurückgekehrt,
Und wieder ruft der Kiebitz auf dem Ried:
Nun wandelt fort und singt auch Euer Lied! —
Auf ödem Weg, auf winterlicher Flur,
Da sah ich Eure fast verwehte Spur;
Ihr spracht, wie längstbekannt, zum Herzen mir
So seelenvoll, — und Freunde wurden wir.
Das Morgen ist dem Heute selten gleich:
Drum trenn' ich auch mich ungern jetzt von Euch.
Zwei Monden bliebt Ihr unter meinem Dach.
Jetzt blick' ich Euch mit sanfter Wehmuth nach
Und bin um Euer Pilgerloos besorgt.
Ich habe manches Erdenkind behorcht:

Das Neue liebt's, die reizende Gestalt,
Und ungeschmückt ist Euer Kleid und alt.
So fahret wohl! Und zieht getrost nur fort
Mit Eurem schlichten Kleid und schlichten Wort,
Klopft nur getrost an Menschenhütten an!
Wohl manche Pforte wird Euch aufgethan,
Wo man noch Sitteneinfalt kindlich übt.
Und wenn Euch dann ein schönes Herz nur liebt,
Bei dem Ihr gastlich, freudebringend wohnt:
Dann seyd Ihr, arme Bilder, reich belohnt.



I.

Wohin, du Flügelroß, auf luft'gen Wogen?
Was führte dich aus deiner Heimathruh,
Vom Aetherlicht, vom heitern Sternenbogen,
Mit einem Mal der Erde wieder zu?
Ja, plötzlich kommt das Herrliche geflogen!
Wie blitzt dein Flügel, und wie schön bist du!
Wer rief nach dir, dem stolzen Musenpferde,
Hier unten jetzt auf götterloser Erde?

Verschwunden ist die freundliche Kamöne
Und eingeschlafen ist der Helikon;
Die Flut verlief von deiner Hippokrene,
Und alle Götter schieden lange schon.

Und jenen selbst, den einst im Traum Athene
Dich zügeln lehrte, den Bellerophon,
Warfst du von dir, den Tödter der Chimäre,
Nah am Olymp, und flogst zur Sternensphäre.

Dort hat dein Rücken Jovis Blitz getragen,
So oft der große Götteradler schlief.
Wer darf es nun in unsern kalten Tagen,
Da keinen Sänger mehr dein Wiehern rief,
Mit Menschenhänden dich zu zügeln wagen?
Du schneller, flammensprüh'nder Hippogryph,
Dir konnte nahn, dem Sohne der Meduse,
Nur Phoebus und des Mäoniden Muse.

Kehr' wieder heim zu deinen lichten Räumen,
Du Flügelschwinger, kühnes Wunderroß! —
Du wolltest nur von deinen Göttern träumen
Noch ein Mal hier, ihr früher Lustgenoß.
Was willst du länger noch hier unten säumen,
Da sich das Götterreich auf ewig schloß?
Kehr' wieder heim zu deinen Himmelsfernen
Dort, wo die Lyra tönt den ew'gen Sternen!

II.

Wer nur auf der Lebensstraße
Traurig, matt und klagend zieht,
Komm herbei zu meinem Glase,
Komm herbei zu meinem Lied!
Mir und allen Kummerblassen,
Mir und — wen der Neid und Haß
Hart bedrängt, hat dieses Faß
Meine Mutter hinterlassen.

Komm herbei, Du Herzenskranke,
Gramgebeugter, komm in Eil,
Und dem frohen Becher danke
Der Genesung schnelles Heil!

Meine Mutter ist die Wonne
Und mein Trank die Heiterkeit:
Trinkt des Grams Vergessenheit!
Immer voll ist meine Tonne.

Seht, ich bin ein muntrer Knabe,
Und mein Faß ist frischumlaubt.
Meiner Mutter süße Gabe
Biet' ich Jedem, der mir glaubt.
Wie der Tanz der Perlen funkelt!
Solcher Trank ist segensreich.
Trinke, wer ist sorgenbleich,
Wem das Aug' ist schmerzumdunkelt!

Trinkt den Becher muthbefeuert,
Trinkt den Labebecher aus, —
Meine Mutter will's, — und steuert
Froh ins Leben, froh nach Haus!
Trink' noch ein Mal, muthergeben,
Wenn Du lange wandern mußt:
Denn die Trauer ist Verlust
Und der Frohsinn nur ist Leben.

III.

Wir sind die drei Kön'ge von Mohrenland
Und haben zu Haus das Heil erkannt.
Wir kommen daher erwartungsfroh.
Wo ist der König der Juden, wo
Der neugeborne? — Wir haben von fern,
Wir haben gesehen seinen Stern!

Wir sind die drei Kön'ge von Mohrenland
Und haben zu Haus das Heil erkannt.

Der herrliche Stern geht immer voraus;
Wir folgen bis zum beglückten Haus,
Wir folgen, um anzubeten geschwind
Das neugeborne, verheißne Kind.

Wir sind die drei Kön'ge von Mohrenland
Und haben zu Haus das Heil erkannt.
Wir singen ihm Lob, der uns segnen will:
Der Stern steht über Bethlehem still.
Glücksel'ger Stern, der geführt uns hat!
Wir sind am Thore der heil'gen Stadt.

Wir sind die drei Kön'ge von Mohrenland
Und haben zu Haus das Heil erkannt.
O Mutter des Kindleins, so wunderbar!
Wir bringen Dir viel Glückwünsche dar;
O Mutter und Kindlein, so lieb und hold!
Wir bringen Euch Weihrauch, Myrrhen und Gold.

Wir sind die drei Kön'ge von Mohrenland
Und haben zu Haus das Heil erkannt.
Wir kehren nicht zu Herodes hin;
Ach, König Herodes hat Arges im Sinn.

Wir knien vor Dir, dem Kindlein des Herrn:
Gesegnet sey Du mit dem schönen Stern!

Wir sind die drei Kön'ge von Mohrenland
Und haben zu Haus das Heil erkannt.
Es hat uns geleuchtet der weite Pfad,
Wir sind mit freud'gem Herzen genaht,
Es hat uns gestrahlt ein ew'ges Licht,
Es hat uns gelächelt Dein Angesicht;
Wir knien vor Dir, dem Kindlein des Herrn:
Gesegnet sey Du mit dem schönen Stern!

IV.

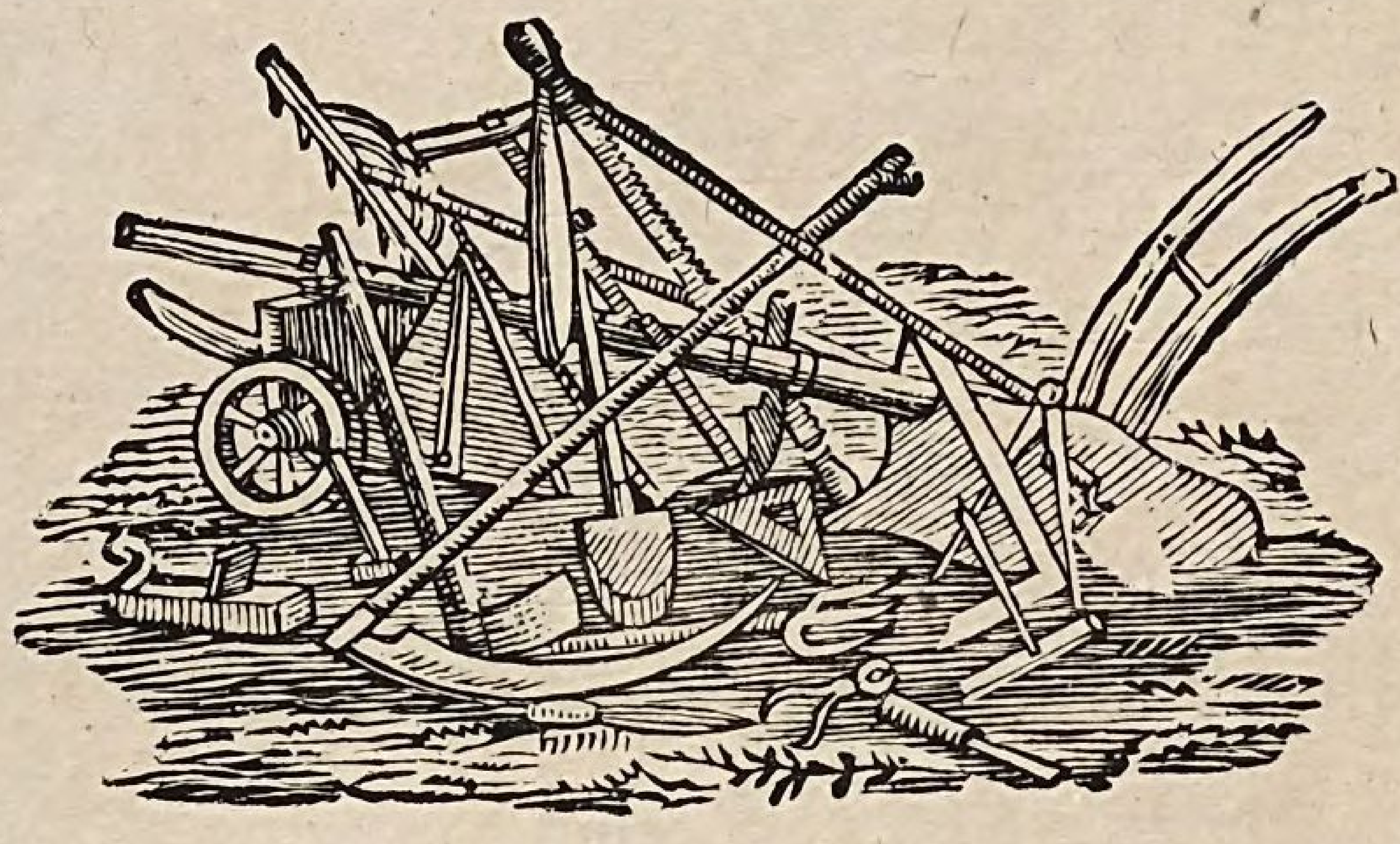
„Herr König, soll ich öffnen
Dort Deinen prächt'gen Saal?
Herr König, soll ich laden
Dein Hofgesind' zum Mahl?"
So tritt zur Königshalle
Der Kämmerling herein. —
„Geh' und entfern' mir Alle:
Der König speist allein!"

Der Truchses kommt, sich beugend:
„Die Becher, blank und hell,
Sind voll des Weins. Gebeutst Du,
Flugs bring' ich sie zur Stell'!" —

„Ich hab' viel arge Zecher,
Gib solchen meinen Wein;
Mir bring' den Wasserbecher:
Der König speist allein!“

Und wieder grüßt ein Andrer:
„Es mögen bei Dir seyn
Die Trauten all', Herr König,
Und Dir das Herz erfreun.“ —
„Die freundlich nach mir schauten,
Sie hatten nur den Schein;
Ich kenne keine Trauten:
Der König speist allein!“

„Doch einsam lebt im Reiche
Mir Einer. — Diesen hol'.
Ich will mit Dem besprechen
Nun meines Reiches Wohl.
Fort, Schmeichler, fort, Ihr Prasser,
Bethörend, wie der Wein!
Der König trinkt nur Wasser,
Der König speist allein!“



V.

Der Himmel lachte, golden und blau:
Da lief nach der grünen Frühlingsau
Aus der Stadt das Werkzeug allzusammen,
Als trieben es arge Feuersflammen.

Einbeinig und ohne Wort und Gruß
Floh die Axt an der Sense im wilden Schuß
Vorbei. Dann kam auch daher gesprungen
Der Meißel, daß alle Steine klungen.
Kaum hört der Spaden den Lärm, darob
Hüpft er mit der Gabel im Galopp;

Und wie ein Mensch geht, fürchterlich schnappend,
Kam die Zange mit dem Maule klappend.
Die Säge hielt empor ihr Gebiß,
Als der Aufruhr jählings sie mit sich riß;
Und der Zirkel, wie mit zwei Storchesfüßen,
Er tanzte behend über glatte Wiesen.
Das Senkblei, so wie das Winkelmaß,
Wie die Schlangen, schlüpften sie durch das Gras.
Mit ragenden Zähnen und dünnem Bauche
Flog der Rechen vorbei vor manchem Strauche;
Und der Bohrer, der frech in Alles beißt,
War auf dem Rechen bequem gereist.
Auch stürzt sich daher mit Stiel und Kegel
Der Früchteklopfer, der Scheuerflegel.
Und der Unbeholf'ne gewaltig schnob,
Weil er oftmals fiel und sich wieder hob.
Und mit noch mehrern Dingen dergleichen
Sieht man auch den Hammer das Feld erreichen.
Flugs klopft er, was mag im Wege seyn,
Und klopft erbost die Kiesel klein.
Und wie der Frosch durch die Fluren hüpft,
Ist die Mauerkelle mit hergeschlüpft.

Und das Werkzeug, einzeln oder in Haufen,
Es war wie thörig im Rennen und Laufen;
Und endlich vereint sich der wirre Zug
Auf dem grünen Anger beim ernsten Pflug;
Und Jedem galt es, den Streit zu führen,
Daß ihm der Vorzug möchte gebühren.

Der Spaden.

Mich nenne, den Spaden, zuerst die Welt!
Ich grabe den Garten, baue das Feld,
Und wenn sich der Mensch des Lebens begab,
Ich schaff' ihm Ruh, ich grab' ihm das Grab.

Die Axt.

Mir willst Du rauben, als Ehrendieb,
Das Vorrecht? — Mit meinem kräftigen Hieb
Fäll' ich am Berg und im Thal den Baum
Zum nützlichen Brauch auf dem Erdenraum,
Ich zimm're das Haus im edlen Stolz,
Das Schiff, die Wiege, den Sarg von Holz.

Die Sense.

Was spricht die Thörin von scharfen Streichen?
Mir müssen Gräser und Halme bleichen;

Ich helfe der Zeit und dem Tode mähn,
Was die Jahre bringen, die Stunden sä'n.

Die Zange. Die Säge. Die Gabel.

(Alle auf ein Mal.)

Es gelte nun auch, was ich rühmend spreche,
„Ich kneip'!" „Ich säge geschwind!" „Ich steche!"

Die Zange.

Sagt, wer nur irgend zuvor mir's thut?
Ob Einer aus flammender Ofenglut,
Gleich mir, den Eisenklumpen faßte
Mit dem Mund und nicht erschräk' und erblaßte?

Die Säge.

Ich schneide das Bret zum Königspalaste,
Ich forme die kleine, schmale Truhe
Dem müden Pilger zur Grabesruhe.

Die Gabel.

Nicht blos Heuschober stech' ich und Stroh,
Oft kämpfte mein Dreizack siegesfroh.

Durch mich hält erst der Meertyrann
Neptun die Fluten in Furcht und Bann.

Der Hammer.

Schweigt Alle vor mir! Ich fodre mein Recht:
Ich bin der Herr, Ihr Alle nur Knecht.
Schon hab' ich Riesenwerke gethan.
Mich schwang der schmiedende Gott Vulkan,
Durch mich hat er viel köstliche Waffen
Und den Zackenblitz für den Himmel erschaffen.
Schlug er mit mir rothsprühendes Erz,
Gleich bebte der alten Erde das Herz.
Nun bin ich noch an die Macht gewöhnt,
Daß ich schlage, daß ringsum Alles tönt.
Was ich mir erwähle, muß erliegen,
Muß bersten und brechen, oder sich schmiegen.
Auch schlag' ich, — mich hört das ganze Land, —
An der Glocke die Zeit, in des Thürmers Hand.

Der Hobel.

Du Prahler, Dich blendet niedrer Wahn.
Ist denn Alles nur mit der Derbheit gethan,

Mit Poltern und Lärm und Toben und Krachen? —
Ich liebe, Rauhes eben zu machen;
Und hörst Du bei meinem Stoße Geräusch,
Ich weck' es nicht, daß ich Andre täusch'.
Soll Etwas recht behagen für's Leben,
Muß ich erst glättend darüber schweben.

Die Mauerkelle.

Treib', Hobel, nur nicht zu loses Spiel!
Fehlt mir denn etwa das feine Gefühl?
Den haftenden Mörtel, den weichen Lehm,
Ich bring' und streich' ihn für's Auge bequem.
Ich verdichte, daß Wand und Mauer hält,
Ich half mit bilden die Wunder der Welt.

Der Scheuerflegel und der Rechen.

Fort mit Euch, Hobel und Kelle! Ihr seyd
Nur Gleisner und Heuchler von ew'ger Zeit.

Der Rechen.

Ihr streicht und glättet von außen nur gern,
Und fragt nicht, taugt auch innen der Kern?

Wer trotzt mir? Mein Wesen ist schlicht und grad',
Meine Finger bleiben auf ihrem Pfad.
Was kümmert's mich, wem es wehe that.

Der Scheuerflegel.

Schweig' Du, raubsücht'ges Werkzeug Du! —
Ihr Heuchler! Ich schlag' wohl tüchtig zu;
Doch schlag' ich die köstlichen Körner aus,
Das tägliche Brod für's Menschenhaus;
Ich zwinge mit Macht die goldnen Aehren,
Die zahmen Vögel und Thiere zu nähren.

Der Bohrer.

Zurück, Ruhmredige, werdet stumm!
Wär' ich tückisch, dann bohrt' ich Alles um,
Wie der Schiffswurm, mit meiner hohlen Schraube.

Das Senkblei.

Man vergißt mein Verdienst, an das ich glaube.
Hört mich! Ich bin das richtende Blei;
Nach mir gestaltet sich alles Gebäu,
Und ohne mich nähm's der Sturz zum Raube.

Das Winkelmaß.

Vergiß Du nimmer, daß, was Du vermagst,
Du rühmend nur mir zum Lobe sagst!
Ich lehrte Dich erst, den irren Blinden,
Den richtigen Punkt, das Gleiche finden;
Ich gab Dir erst die sichre Schnur
Und den Winkel. Du bist mein Schatten nur.
Ich habe die Linien des Schönen erdacht,
Und das rechte Verhältniß ins Leben gebracht.

Der Meißel.

Mir thut es von Euch wohl Keiner zuvor:
In Marmor schuf ich den Götterchor,
Und in Pygmalions Huldgestalt
Haucht' ich des Lebens süße Gewalt.
Ich baute die Pyramiden mit
Und schuf Obelisken aus Urgranit;
Ich baute, begrüßt von der staunenden Sonn',
Das Coliseum, das Pantheon
Und Hellas' und Roma's Herrlichkeit, —
Nur langsam der Verwüstung geweiht.
Es dauern noch meiner Künste Gaben,
Bis wird der letzte der Menschen begraben.

Der Zirkel.

Schweigt Alle! Gibt's doch, so viel ich weis,
Vollkommneres nichts, als den Schlangenkreis;
Den bild' ich mit meinen Füßen allein
Und schließe die ganze Welt hinein!

Pflug.

Faß' erst nur, Freund, noch zu dieser Stund'
Auf der alten Erde Dir festen Grund!

Alle.

So führen wir denn der Worte Krieg.
Wem ist nun der Vorrang, wem der Sieg?
Entscheide nun der Stärke Recht,
Und wer dann erliegt und weicht, ist Knecht!

Der Pflug.

Die Freunde bringet zur Fehde schier
Das falsche Streben der Ehrbegier.
Laßt mich auch reden, bin Etwas werth. —
Ich gewöhnte den Menschen zum friedlichen Herd,
Vergrub in das Land das Samenkorn,
Dann schwenkt' ich der Fülle goldnes Horn.

Ich werde, weil er des Segens denkt,
Selbst noch von China's Kaiser gelenkt.
Und heilig ist mein Eisen und Holz;
Doch bleib' ich entfernt von Neid und Stolz.
Was seyd Ihr so zornig zusammen gekommen?
Es kann ein Jeglicher nützen und frommen;
Doch verbundenes Streben wirkt erst gut:
Drum Frieden schließt mit vereintem Muth!

Und das Werkzeug sah den eitlen Wahn,
Und war nun freundlich sich zugethan,
Gesellte sich ohne Falsch und Trug
In traulichem Bund zu dem frommen Pflug.
Und als nun Jeder so wunderbar
Des Werthes nahm an dem Andern wahr:
Da kam der Abend hernieder so hold,
Und jedes Werkzeug strahlte, wie Gold.

VI.

Der Letzte ging. Das Licht verlosch im Saale;
Musik und Tanz und Jubel war verrauscht.
Der finstre König trat durch die Portale.

Er hatte dort am Fenster lang gelauscht
Und scharf geblickt mit Malern um die Wette,
Und ihre Rolle dies Mal eingetauscht.

Zu malen trieb's ihn jetzt an dieser Stätte
Zwei Jungfräulein, bewundert bei dem Tanz,
Und Farben bracht' er, Pinsel und Palette.

Ihr Reiz war noch vor seinen Augen ganz;
Den hohen Leib, die schöngeformten Glieder
Sah er noch vor sich und den Lockenkranz.

Und alle Mienen gab er treulich wieder
Und jeden Zauber, den er jüngst erkannt,
Vom schönen Haupt bis zu dem Fuße nieder.

Jetzt fing er an, mit kunstbegabter Hand
Die letzten Farben auf das Bild zu tragen,
Und ahmte nach das festliche Gewand.

Doch sah er nun, — und ohne Mißbehagen, —
Sie wurden nicht dem blüh'nden Leben gleich,
Und schienen selbst den Maler anzuklagen.

Weiß und Carmin, sie wurden gelblichbleich,
Wie die geschnitt'nen Aehren in den Garben,
Und blühten nimmer für des Lichtes Reich.

Und die Gemalten mit den bleichen Farben,
Sie wurden müde selbst und still und blaß,
Und kannten doch nicht Wunden oder Narben.

Von sanften Thränen ward ihr Auge naß;
Sie sehnten sich mit einem Mal zum Schlummer,
Und schlummerten dann ohne Unterlaß.

So geht der Maler noch, ein Düsterstummer,
Und malet rings und färbet gräßlichweiß;
Und wo er malt, wird Jammer laut und Kummer.

Die holde Braut, das liebe Kind, den Greis,
Färbt er, ob hundert Mal er es versuche,
Stets blaß und seine Farben sind wie Eis.

Der finstre König mit dem Leichentuche,
Er malt mit kaltem, freudenlosem Strich,
Und — dann erlischt das Bild im Lebensbuche.

Ach, bald vielleicht malt er auch mich und Dich!

VII.

Ihr Dörfchen, hier in eurem Friedensraum
Bin ich ein Kind und kindlich spielt mein Traum.
Wenn frecher Stolz sich hat vor euch gebläht
Und Hohn gelacht, — ich hab' euch nie verschmäht.
Ich spottete der Häuser, klein und schmal,
Noch nie, wenn ich vorüber ging im Thal.
Sind eure Fenster niedrig auch und klein,
Der Himmel blicket freundlich doch hinein,
Und zu den ungeschmückten Wänden dringt
Das ew'ge Lied, das auf den Fluren singt.

Und hier am Anger, dort am Weg und Zaun
Spricht Herzlichkeit und offenes Vertraun.
Und nun die Gärten all', die ich begrüß'! —
Ach, Gärten sind der Dörfer Paradies!

Zeig' mir Dein stilles Eden, lieber Greis,
Das Dir das Glück beschieden und Dein Fleiß!
Sag', Mädchen, wo Dein frohstes Lied erklang? —
Hier bei den Linden, dort am Rasenhang?
Dort? oder drüben an dem Wiesensaum?
Und nenn' mir, Mädchen, Deinen Lieblingsbaum,
Und sage mir vor Allem, liebes Kind,
Wo Deiner Kindheit Blumenbeete sind!
Wo sammeltest Du Sonntagsblüten ein,
Wo lag Dein Putz im buntgemalten Schrein?

Du altes Mütterchen, wo hat, beglückt
Am meisten, Blumen Deine Hand gepflückt?
Am seligsten Dein junger Fuß getanzt,
Wo war Dein Hochzeitsrosmarin gepflanzt?
Wo grünte Dir am heitersten das Gras,
Wenn Abends alle Jugend um Dich saß?

Nun steh' ich vor den kleinen Hütten auch.
Von ihren Schlöten wirbelt sanft der Rauch;
Nur droben auf den Höhen braust der Sturm.
Ach, eure Freuden alle sieht der Thurm,
Der, was der Jahre stiller Segen baut,
Was kommt und geht, aus seiner Höhe schaut.
Und Alles weis von eurer Friedensflur
Der wache, treue Thurm mit seiner Uhr,
Die jeden Herzenspulsschlag mit euch schlägt. —
Und, was mich immer hat so tief erfreut,
Jetzt schallt sogar das fromme Kirchgeläut,
Das immer wieder Eure Feste tönt,
Ihr Dorfbewohner, still und unverwöhnt,
Das liebefroh zur engen Stube zieht
Und klagend weint mit Eurem Kirchhoflied.

Gern mag auch ich ein froher Zeuge seyn
Von Eurem Jubel, Eurem Hochzeitreihn,
Von Weihnachtsfreuden Eurer Kinderschaar.
Und stellte sich ein Trauriger mir dar,
Und säß im Dunkel irgendwo ein Mann,
Gern brennt' ich ihm viel Freudenlichter an.

Und wenn der Jubelgreis, nun arbeitssatt,
Der Küster, — seine Feierstunde hat
Und mit dem Weibe kost und mit dem Hund,
Und wenn ein Lächeln ruht um seinen Mund;
Wenn nun auf's enge Zimmer, auf sein Haus,
Auf's Gärtchen und auf jeden Blumenstraus
Und um sein Leben sich ein Schimmer legt:
Dann drück' ich gern die Hand ihm tiefbewegt.

Ihr Glücklichen, Ihr Kinder vor der Thür,
Gern wär' ich noch ein Kind und froh, wie Ihr!
Euch ist noch Alles nah und mir schon fern;
Drum spielt mein Herz mit Kinderherzen gern.

Ihr Dörfchen hier, vergnügt durch Spiel und Tanz,
Geschmückt mit Main und manchem bunten Kranz,
Träumt glücklich fort, schlaft Abends friedlich ein,
Und froh erwacht im heitern Morgenschein!

VIII.

Nun geh' ich wieder durch die langen Gassen,
Und um mich her ist Alles, wie zuvor;
Und Sterne seh' ich kommen und erblassen.

Schon tausend Mal schritt ich bis dort an's Thor,
Am alten Thurm, am Rathhaus hin; und nimmer
Gibt's Etwas Neues für mein Aug' und Ohr.

Hier grüßt ein Kind mit kläglichem Gewimmer
Die Welt, und ach! das kummerblasse Weib,
Die Mutter, liegt bei mattem Lampenschimmer.

Dort seufzt ein Kranker: „Gott, mein schwacher Leib
Ist hin und seine Blüte war vergänglich,
Wie dürres Laub ich mit der Hand zerreib'!"

Dort jubelt noch ein Reicher überschwenglich;
In allen Zimmern ist es hell und laut. —
Er wird noch still, gedankenvoll und bänglich!

Zu jenem Fenster spricht die Zitter traut.
Lustdirnen wandeln unten in dem Schatten,
Und oben blickt voll Huld die keusche Braut.

Fast will mich jetzt das Lebensspiel ermatten:
Die Nacht hat selbst vor Menschen keine Ruh,
Vor so begierigen und nimmersatten.

Woher, des schönen Weibes Gatte, Du? —
Von drüben aus geheimer schmaler Pforte?
Es drückt beschämt die Nacht ihr Auge zu.

Vorüber denn! Dort steuerten zum Porte
Zwei Liebende. Wie rauscht das Hochzeitfest!
Seyd fröhlich, bis Ihr ruht am letzten Orte!

Gut' Nacht! — Und da des Hauses Ueberrest,
So schwarz und öde von dem jüngsten Brande,
Wie auf dem Thurm das alte Rabennest!

Ein Mädchen sprang mit fliegendem Gewande
Vom obern Fenster abwärts aus der Glut,
Und — lag dann ruhig an des Weges Rande.

Sie war der Menschen Lust, so schön und gut.
Ach, aber Menschen sind wie Frühlingswetter;
Nun ist sie schon vergessen und — sie ruht!

Der alte Thurm! Ich kenn' die Zifferblätter
Schon lang. Die Zeiger sind sich ewig gleich,
Die Uhr gebiert die Stunden mit Geschmetter.

In jenem Garten, den ich bald erreich',
Dort haben keinen Schlaf die Geistesirren.
Sie rufen: „Heute blühend, morgen bleich!"

Wie sich die Stimmen alle jetzt verwirren! —
Der Mensch ist doch recht der Gedanken Sclav',
Die wie die Fledermäus' im Kopfe schwirren.

Hilf ihnen, Gott, gib ihnen sanften Schlaf! . . .
Den suchen nicht die späten Zecher drüben,
Und unter ihnen sitzt der wilde Graf.

So trinket nur! — Nun bin ich stehn geblieben
An einer Wohnung, wo der Würfel rollt.
Den Würfel hat der Hölle Trug beschrieben.

Jetzt öffnet sich, — verführerisches Gold! —
Die Thür. Da stürzt heraus ein Todtenblasser;
Sein letztes Glück hat er dem Spiel gezollt.

Die Ehre gab dahin der tolle Prasser.
Ihn lockt's vielleicht, wo Mancher schon entschlief,
Zum Weiher dort, zum tiefen, stillen Wasser.

Ich folge, wenn er mich auch nicht berief.
Mich jammern so des Mannes Weib und Kinder:
Das Mitleid ruht im Menschenherzen tief.

Ich folge. Doch wer eilt denn noch geschwinder,
Als ich, hier neben mir? Wer ist denn Der,
Im Mantel tief verhüllt? Bin ich ein Blinder?

Ein Fremder trat zum Weiher. „Blick' nur her,
Klang hohl sein Wort, Du suchst den tollen Spieler.
Der ist befreit, der athmet nun nicht mehr.“

„Wohl war er stets der Thorheit treuer Schüler;
Doch komm' und heb' ihn aus dem Wasser dort!
Zur Ruhe bring' ich ihn, denn mir gefiel er.“

Der Wächter that's. Der Fremde wandelt fort,
Und hoch und höher schien sein Leib zu steigen.
Er nahm den Spieler ohn' ein Abschiedswort.

Dem Wächter war so schauervoll das Schweigen;
Und langsam ging er, sinnendstill nach Haus.
Das Grauen wollt' ihn fast zur Erde beugen.

Er zittert hier, es packte wilder Graus
Ihn fest und fester an dem müden Herzen,
Und seine Lampe löscht er betend aus.

Die Sterne brannten matt, wie Leichenkerzen.
Der Schlummer kam; und — in derselben Nacht
Schien ihn nichts mehr zu freuen und zu schmerzen.

Und nimmer wieder hat er dann gewacht! —

IX.

Schier war vergangen der sechste Tag,
Seit der Herr im Anfang sein Werde sprach.
Droben das Sternenheer allzumal,
Und die Sonn' und der Mond mit hellem Strahl
War, gehorsam dem Herrn zu dienen,
Ehrfürchtig am Firmament erschienen.
Und zwischen dem Wasser war weit und breit
Und dem Land zu sehn ein Unterscheid.
Und allerlei Gewürm und Gethier
Brachte nun auch die Erde herfür.

Und es kroch der Löw' und der Wurm und der Strauß,
Voll Lust, vor dem lieben Gott heraus.
Was nicht flog und schwamm und auf Bäumen saß,
Das hüpfte und lief im grünen Gras;
Und der Hase, der Stier und der Hirsch und die Maus
Und der Bock, sie hielten nun ihren Schmaus.
Und als Alles gut und vollkommen war,
Mangelte nur noch ein Menschenpaar.

X.

1.

Lieblich war Alles anzuschauen;
Nur fehlte der Mensch noch auf Edens Auen,
Der über die Fisch' und über das Meer,
Und was kreucht und fleugt, ein Herrscher wär'.
Auf ein Mal schritt mit stolzer Geberde
Der Storch herbei. Die ganze Herde
Der Andern erstaunt, weis nichts zu sagen;
Er aber bringt im Schnabel getragen

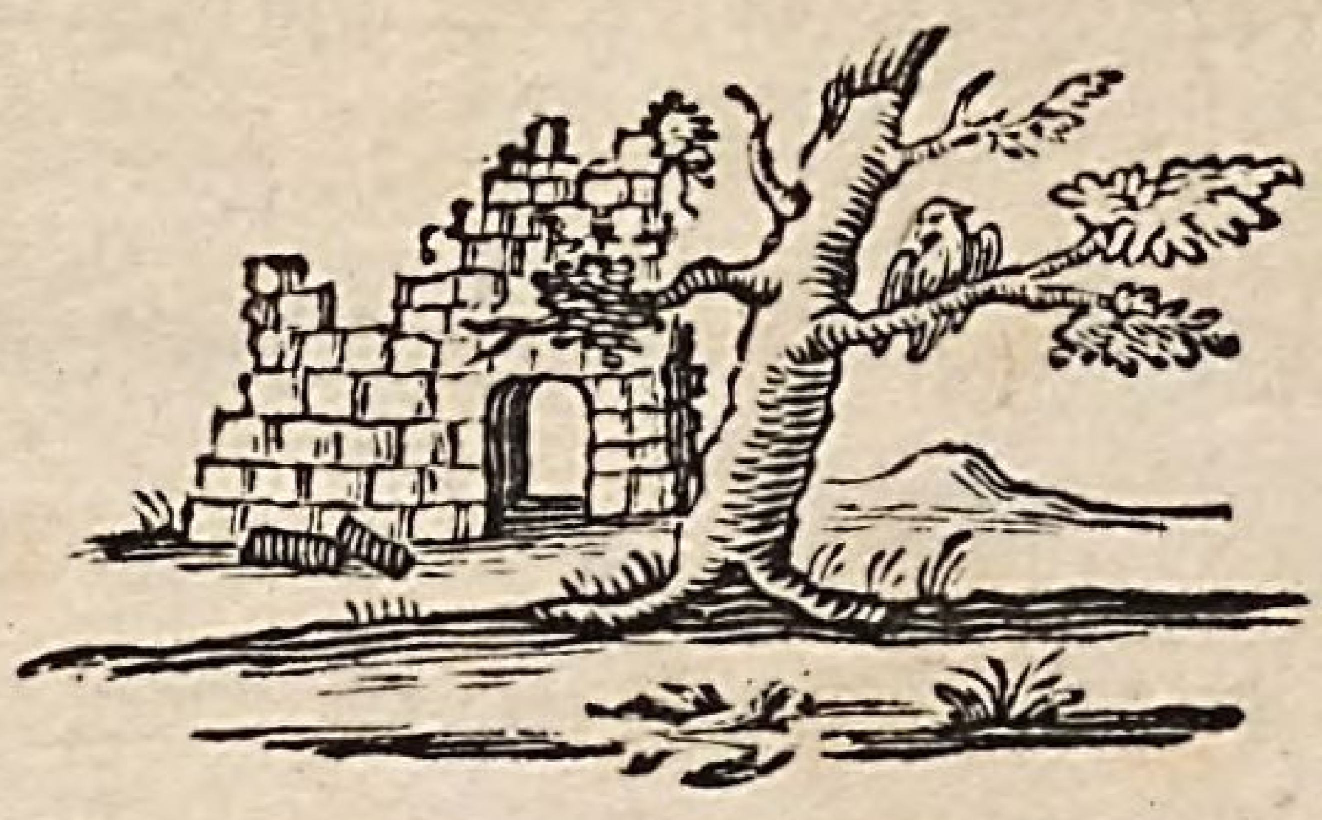
Ganz bedächtig — und auch ziemlich schwer
Zwei Kindlein, ein Menschenpärchen, daher
Von irgendwo. Und geht nicht von dannen,
Bis ihn die Kinderchen lieb gewannen,
Die Urgroßältern vom Menschengeschlecht.
Stets blieb er ihr getreuester Knecht;
Und wo nur ein junger Sprößling erschien,
Da that er nun heben und tragen ihn.
Und wegen seiner gefälligen Sitten
War er über die Maßen wohlgelitten,
Und mit einem Kranz von Rosen bekränzt,
Der hier noch an seinem Halse glänzt.

2.

Als der Heiland in seiner Göttlichkeit
Selbst sammelte noch die Christenheit,
Und, voll von himmlischer Milde nur,
Liebte jegliche Creatur,
War er mit seinen Jüngern getreten
Neben den Jordan, um da zu beten.
Viel Volks auch an dem kühlen Strand
Hatte sich still dem Göttlichen zugewandt.
Und die Fraun, die sich in heiliger Flut
Und ihre Kindlein wuschen, fromm und gut,
Kamen auch herbei, mit Augen und Ohren
In dem Blick und dem Wort des Mittlers verloren.
Ein Kindlein dort sich zappelnd regt,
Von der Mutter dem Ufer zu nah gelegt,
Schlüpft aus den Windeln und, ganz allein,
Will's eben fallen zum Strom hinein.
Der Storch sieht die Noth und im schnellen Lauf
Fängt er mit dem Schnabel das Kleine auf,

Wohlthätig im Stillen, und trägt es wacker
Fern ab vom Ufer auf einen Acker,
Während der Herr im Gebet sich stärkt.

Der Erlöser hatte den Vogel bemerkt
Und sprach: „Der Vogel ist unrein zwar,
Doch die Lieb' in ihm ist wunderbar.
Du, Storch, sollst nicht von dem Menschen weichen,
Bis an der Welt End'. — Thu' mehr deßgleichen!“



XI.

1.

Ich hatte eine Hütte,
Die war so klein!
Die ließ die frohsten Gäste
Durch's enge Pförtchen ein.

Ich hatte eine Hütte,
Die lag so still!
Da war ein liebes Mädchen,
Der stets ich denken will!

Noch kenn' ich eine Hütte,
Doch ist sie leer.
Drin werd' ich nimmer fröhlich
Und glücklich nimmermehr!

2.

Sie sagte mir: „Dort auf der grünen Haide
Erblickst du fern mein Haus von Stein.
Die Lämmer ziehn vorüber auf die Weide,
Mein Fenster spielt im Sonnenschein;
Ein Quell daneben sprudelt über. —
Geh nicht am Weg vorüber!
Ich mit der guten Mutter pflege Dein."

Sie sagte mir: „Es windet eine Laube
Ihr junges Grün dort um den Mauersaum,
Und oben ruft die fromme Turteltaube
Vor meiner Thür' im hohen Baum.
O zögre nicht so lang, zu kommen:
Es soll gewiß Dir frommen
Auf meiner Haide mancher holde Traum!

Ich kam. Doch grüßte mich nur Weh und Trauer,
Und auf der Haide rief ein Unglücksrab'.
Des Krieges Wuth zerstörte Haus und Mauer
Und von der Laube blieb kein Stab.
Im Baum, den halb verbrannt das Feuer,
Da nistet nun der Geier,
Und hinten ragt des schönen Kindes Grab.

XII.

Ich hab' ein Mal im Meere gelegen,
Und kam hinab zur untersten Halle.
Da war es, als ob von allen Wegen
Ein Volk zur heiligen Messe walle.
Es war erleuchtet von tausend Sternen
Ein ungeheurer Tempelbau:
Da flimmten Sonnen, da flimmten Monde
Und zahllose Lichter, weiß und blau.
Und an eine mächtige Glocke
Schlug hier ein Hammer an,

Daß rings in allen Fernen
Es hörte der Ocean.

Als ob zum ewigen Gottesfrieden
Hier unten sich Alles still verkläre,
Umblitzen heilige Pyramiden
Vor Wendeltreppen Kristallaltäre.
Von rothen und blauen Sonnenstrahlen
Floß hier zusammen ein Wunderglanz;
Es schmückten köstliche Tulpen und Rosen
Drei Hochaltäre mit einem Kranz.
Buntfarbige Staatenfahnen,
Wie jeder Bezirk sie gab,
Sind aufgepflanzt und daneben
Ein riesiger Bischofsstab.

Nun kamen herbei die tausend Waller,
Nun kamen herbei die tausend Schwimmer.
Es zählt kein Mund die Namen Aller,
Ein Menschenaug' umschaut sie nimmer.
Und nochmals schlug an die mächtige Glocke
Mit lauten Schlägen der Hammer an,

Daß rings erschollen alle Gebiete
Im ungeheuren Ocean.
Nun kamen, die sich verspätet,
Nun kamen die Letzten sogar,
Noch gleich Milchstraßen am Himmel,
Und mehrten die zahllose Schaar.

Ach, wie viel Augen und wie viel Ohren,
Wie viel bewegte Münder und Lippen
Und Herzen in Andacht hier verloren,
Im Dom, umragt von ewigen Klippen!
Von Mänteln, Hüten und Leibgewändern,
Von allen Trachten, verbraucht und frisch,
Von blosen Häuptern und Narrenkappen,
Welch unabsehbares Farbengemisch! —
Indianer, Perser und Mohren,
Soldaten aus Afrika,
Sarmaten im Kreisel getrieben,
Und ein türkisches Lager war da!

Und Schweigen lag auf der Kirchgemeine.
Der Meereskönig mit seinen Frauen

War jetzt auch, im hellsten Kerzenscheine,
Bei tausend Admiralen zu schauen.
Wer kennt die Eremiten und Pilger? —
Sogar kam einer vom Paradies! —
Die rosigen Jungfraun und blassen Phrynen,
Und wen sonst noch die Versammlung wies?
Und Zwerge mit Riesenherzen
Vom Ufer von Mexico,
Selbst Engel horchten im Chore
Und Teufel, erwartungsfroh.

Und horch! mit tausend Gesängen rauschten
Die Meeresorgeln mit einem Male,
Und alle Millionen Hörer lauschten
Im unermeßlichen Wassersaale.
Und alle die Pfaffen mit Bischofsmützen
Und Pabsteskronen standen stumm,
In hundert und wieder hundert Kreisen,
Beim großen Altargebiet herum.
Trompeten, Posaunen und Hörner,
Sie fielen dann schmetternd ein.
Zehn tausend klingende Harfen,
Sie stimmten von fern darein.

Nach kurzem Gebete rief dann den Namen
Des Ew'gen der Priester heil'ge Runde,
Und ein millionenstimmiges „Amen!"
Scholl meilenweit von Munde zu Munde.
Und als ich wieder hinauf mich begeben,
Zur Barke droben am Lüftestrom,
Da klang noch lange vor meinen Ohren
Der Gottesdienst in dem Wasserdom. —
Was staunend ich sah und hörte
Im Meer von der Beter Schaar,
Von der Kirche, der allgemeinen,
Mein Lied sang's treulich und wahr.

XIII.

Der Sänger geht und kehrt nicht wieder.
Der schönste Kranz, den er sich schlang,
Es sind die Blüten seiner Lieder,
Das kühne Wort, der Harfe Klang.
Fahrt wohl, Gebilde dieser Sonne!
Der Schwan zieht singend himmelwärts;
Des Lebens Harm, des Lebens Wonne
Sind ihm gedrungen tief an's Herz.

Was auch im Sturm dahin geschwunden,
Was auch bezwungen liegt in Nacht:

Nichts hat des Sängers Lied gebunden,
Der Sänger hat sich frei gemacht!
Ihm ist die fromme Brust gehoben
Und frohen Sternen zugewandt;
Die Harfe trägt er nun nach oben:
Ihr hat er Alles treu bekannt.

Frisch grünt der Lenz, die Haine prangen,
Der Rose Jugend ist erneut,
Er aber ist hinweg gegangen
Und harret einer andern Zeit.
Und wenn die Auen all' erblassen,
Und reißt der Nord die Blumen aus:
Er hat Euch seinen Lenz gelassen,
Und Lieder wand er Euch zum Strauß!

XIV.

Zwei Bäume ragen in Deutschland,
Daß Jeder von fern sie kennt.
Sonst waren verwachsen die Stämme,
Jetzt stehen sie weit getrennt.

Und mitten vor den zwei Bäumen,
Sobald sie der Lenz belaubt,
Weint oft in der Nacht ein Weiblein
Mit häßlichem Katzenhaupt.

Stets ruft hier ein Rabe: „Verzaubert
Bleibt unten das böse Weib,
Bis die Bäume sich nahen wieder
Und wachsen zu einem Leib.“

Wer kennt der Bäume Geheimniß?
Ich kenne das Weiblein nicht. —
Es kam ein Fremder gegangen
Und sagte mir diesen Bericht.

Die Bäume dienen als Abbild
Von dem germanischen Land.
Verzaubert ist hier die Zwietracht;
Der Rab' ist der alte Verstand.

Die Bäume, jetzt so geschieden,
Stehn, jeder für sich allein,
Und sollen bedeuten die Trennung
Der Deutschen, groß und klein.

XV.

1.

Wohin, o Magdalene, mit dem Schimmer
Der schönen Jugendblüte, kaum erschlossen?
Wohin mit diesem Zauber auf der Wange?
Du Lustgestalt, in Anmuth hingegossen,
Es glüht Dein Auge jungen Sternenflimmer,
Daß jedes Herz an Dir nur schmachtend hange.
Du zarte Jungfrau, prange,
Vom Frieden heil'ger Unschuld nur umwaltet!

Du kannst, die so viel Himmelsreize schmücken,
Die Engel selbst entzücken.
Wie lieblich hat der Himmel Dich gestaltet!
O, daß kein Sturm Dein Lilienkleid umtose,
Du Herrliche, Judäa's Wunderrose!

2.

In grünen Schleiern Deines Gartenbaumes
Ruhst Du beglückt in halbverhüllter Schöne,
Als sende Dich ein Gott aus Paradiesen.
Wohin entführst Du, fromme Magdalene,
Wenn erst, das Echo Deines Wonnetraumes,
Wortklänge Deinem Zaubermund entfließen?
Ach! hin zu Deinen Füßen
Muß stürzen sich Dein Hörer, Dein Beschauer.
Und wenn ihn Deine Blicke dann verachten,
So muß er ewig schmachten,
So muß ihn ewig nagen Schmerz und Trauer.
Doch sanfte Liebe glüht Dein Herz und Güte. —
Ihr Engel, schirmt Judäa's reinste Blüte!

3.

Du wandelst still. Wohin, Du Holde, lenket
Geheim Dein Schritt in unbewachter Stunde?
Du weinst und wieder ist Dein Auge trocken.
Sehnsücht'ge Seufzer fliehn vom trunknen Munde;
Wild stürmt der Busen, und er hebt und senket
Schneewellen glühend aus der Nacht der Locken.
Und, vor Dir selbst erschrocken,
Bebst Du. Doch freudedurstig siehst Du flattern
Lustträum' und rufst sie bei mit süßem Lächeln,
Und läßt in Schlaf Dich fächeln. —
Und zu der Heil'gen schleichen Wollustnattern,
Und pflücken schnell mit buhlerischem Kosen
Die jungfräulichen Lilien und die Rosen!

4.

Wohin hat Dich der Sinne Glut gerissen,
Daß nun die Schaar der Jungfraun von Dir weichet,
Und Dich beklagt, die lieblichste von allen?
Der helle Kranz im Haar zerfällt und bleichet;
Dein Auge sinnt in dunkeln Kümmernissen,
Und weinend gehst Du durch des Hauses Hallen.
Ein Engel ist gefallen! —
Und mit der blonden Locken weicher Seide
Da trocknest Du die Zähren Deines Kummers,
Und denkest nicht des Schlummers,
Und hassest nun die flücht'ge Sinnenfreude,
Und kniest oft an des Altares Fuße,
Voll Reuequalen einer ernsten Buße.

5.

Du hast die zarten Hände wund gerungen,
Und wirfst Dich mit der schmerzlichen Geberde
Vor Jesus nun mit tausend Thränen nieder.
Und Jesus, ach! der milde Freund der Erde,
Verdammt Dich nicht! Sein Trost ist Dir erklungen:
Die Sünderin erhebt das Auge wieder.
Doch hüllt die schönen Glieder
Jetzt nur ein Bußgewand. Und alles Streben
Ist abgewendet von dem Erdgetümmel,
Und nur dem Heil im Himmel
Ist nun geweiht Dein einsamfrommes Leben.
Du sankst; — doch durch der Buße Kraft und Wahrheit
Hobst Du Dich wieder rein zur Engelklarheit!

XVI.

„Jetzt eile!“ — sprach eine hohe, weiße Gestalt
Zu dem erstaunten Giulio,
Und hob ihn hoch in die Luft mit rascher Gewalt, —
„Eile, ich will Dich schützen. Es naht bald!“ —
Zum schönen Jüngling redete liebend so
Der Erde freundlicher Genius.
„Nun bist Du sicher vor dem, was kommen muß.
Blick' hin!“ rief er. — Da kam gezogen
Ein ungeheurer Schatten am fernen Bogen
Des Himmels mit fürchterlichem Eilen;

Und lang war er tausend und tausend Meilen,
Und breit unabsehbar. — Die Lüfte fingen an
In Höhen und Tiefen zu heulen,
Und ein Todessturm begann
Durch die weiten Himmelsräume zu brausen;
Und vor ihm her ging Entsetzen und Grausen,
Und näher, immer näher schoß,
Als wollt' er zur Gruft die Welt bestatten,
Und schneller, als fliegen Pfeil und Roß,
Der unermeßliche Schatten
Mit blutigem düsterrothen Kerne.
Und die Sonne lischte aus und die Sterne,
Und sein eignes Feuer
Leuchtete in die große Weltendämmerung.
Und, ein wilder, ungeheurer Geier,
Im stürzenden Schwung,
Mit dem Sausen von hundert Oceanen,
Mit dem Donner von tausend Orkanen,
Fuhr er nach der rollenden Erde zu.

„Tödte mich, mein Genius Du,
Tödte mich! rette, rette nur die Erde!“ —

Rief Giulio, in innerster Seel' erschüttert,
Mit zitternder Geberde, —
„Rette die Erde! die Erde zersplittert,
Die Erde vergeht! . . . .
Wer zerstört denn meinen Mutterstern?“ —
„Ein Komet!“ —
Rief der Genius, — „ich rettete gern,
Ich vermag es nicht. Doch rüst' ich Dich mit Kraft.“

Jetzt hatte die Erde zusammengerafft
Ihre Stärke zum Kampf, zum furchtbar verwegnen,
Jetzt muß sie dem Feind begegnen,
Jetzt! . . . .
Des Kometen wüster Ball
Mit seiner Millionen Gebirge Last
Hatte die Abendseite der Erde gefaßt,
Mit zerschmetterndem, heulenden Fall.
Und die Meere von Osten stürzten herbei
Und wurden frei,
Und zerstäubten den Wasserschwall.
Und aus den Trümmern schlug ein Donnerschall,
Wie die Sterne noch keinen hörten,
Und ein millionenstimmiges Jammergeschrei

Flog hinauf an den Aetherwall
Von der Erde, der wüsten, zerstörten. —

Und sie lag in Stücken
Und taumelte weg aus ihrer Bahn;
Und der Komet schoß unter sie, wie ein Kahn,
Bis er die Trümmer hob auf seinen Rücken.
Und die Erde war nicht mehr,
Und weit umher
Alles todt und Alles leer!

„Todt sind die Menschen, ihre Werke todt;
Sie liegen in Dunkel und Flammenroth,“ —
Sprach der Genius; — „Alles ist begraben,
Alles! Alles, was Jahrhunderte haben
Mit dem Menschen geschaffen, erdacht, erfunden,
Geliebt in Aeonen und Stunden;
Die Tugenden und die Laster und Sünden,
Sie liegen in den Ruinen und Schlünden
Alle begraben, alle vernichtet!“
Und Giulio weinte: „Meine Brüder!
Meine Brüder! . . . Wer hat so schrecklich gerichtet,

Wer befahl den tödtenden Untergang?"
Da tönte wie sanfter Himmelsgesang
Des Genius tröstende Stimme so:
„Wirf Dich, mein Giulio,
Wirf Dich vor dem Ewigen nieder!"

Und Giulio flehte mit frommen Blick
Voll heiliger Thränen: „Ew'ger, gib mir zurück
Die theure Muttererde und die Brüder!" —

Und Giulio erwachte, — und sah die Erde wieder,
Und es stand Millionen Jahre noch fest ihr Glück!

XVII.

Der Herr in der Nähe, wo Sidon war,
Ging ruhig, wie immer, und blickte klar
Den Jüngern hinein in des Herzens Tiefen,
Und pflegte dann ihre Gedanken zu prüfen.
Fing jetzt an: „Herr, erbarme Dich mein!"
Ein cananäisch Weiblein zu schrein,
„Meine Tochter wird übel vom Teufel geplagt!"
Kein Wort darauf der Erlöser sagt.
Und Petrus und mancher Andre sprach:
„Herr, jage sie fort, sie schreit uns nach!"

Und dieser mit scheinbarer Strenge spricht
Zum Weiblein: „Gesandt bin ich anders nicht,
Als ein Hirte, welcher nur geht hinaus
Zu verlornen Schafen aus Israels Haus;
Du aber bist fremd und aus Canaan!“
Und las in dem Blick der Jünger sodann.
Dennoch ruft sie mit frommer Begier,
Hinkniend am Weg: „Herr, hilf Du mir!“ —
Spricht Jesus wieder: „Es ist nicht fein,
Daß man den Kindern, groß und klein,
Nehm’ das Brod und werf’s vor die Hunde!“
Schnell drauf das Weiblein erwiedert hat:
„Doch, Herr! — Es werden die Hündlein satt
Von den Brodsamen, die niederfallen
Von der Kinder Tisch, genugsam Allen.“
Und der Herr sprach mit gewohnter Güte:
„Groß ist der Glaub’ in Deinem Gemüthe.
Von mir wird nur nach dem Herzen gesehn:
Drum, wie Du gewollt, soll Dir geschehn!“
Und die Tochter ward in selbiger Stund’
Losledig vom Argen und wieder gesund.

XVIII.

Um manchen Hirten schwebt ein Glorienschein,
Um manchen Fluch. Der lockt nur mit dem Mund
Die Schafe bei und läßt sie fröhlich seyn,
Und Jener braucht die Geißel und den Hund,
Und nimmt zugleich der Wolle Doppelpfund.
Ein guter Hirt auf freien, grünen Aun
Erhält der ganzen Herde Kraft gesund;
Der andre schließt um Wüsten einen Zaun,
Und in die Schafe bricht der Wolf und Pest und Graun.

Du stehst im Schimmer da, Du treuer Hirt,
Und führst die Dir bekannten Schafe gut.
Sie kennen Dich, und keins hat sich verirrt;
Denn Dich beseelen Lieb' und Heldenmuth.
Die Lämmer hüpfen froh in Deiner Hut,
Die starken Widder prüfen keck ihr Horn,
Und für die Schafe läßt Du Leib und Blut.
Die fürchten weder Eigenmacht noch Zorn,
Und nahn den Krippen froh und froh dem Silberborn.

Ein Segen ruht auf manchem Hirtenhaus,
Und pflanzet bis in Ewigkeit sich fort.
Auf manchem lastet Unheil nur und Graus,
Und in den Ställen herrscht Verrath und Mord.
Die Wölfe gehen mit den Hirten dort;
Die Flöte, sonst so traulich noch und süß,
Die Flöte schweigt und jeder Lustaccord,
Der wenigstens den Hirten sonst verhieß
Erlog'ne Rückkehr noch zum alten Paradies.

So mancher Hirtenstall ist klein und schlecht,
So mancher groß und ausgeschmückt mit Pracht.

Hier quälen böse Träume Herrn und Knecht,
Und auf den Ställen brütet tiefe Nacht.
Da schleichen noch die heisern Hunde sacht'
Und bellen Schatten an mit Furcht und Neid;
Und andern Ställen hat der Tag gelacht,
Schon warf sein Licht der helle Morgen weit: —
Doch blühet nirgends mehr die Patriarchenzeit!

So mancher Hirt und Hund hat schwer gebüßt!
Und wo sich zeigten Hirtenhaus und Stall,
Sind nun die Stätten längst verheert und wüst.
Die armen Thiere folgten süßem Schall,
Und brachen durch der Zäune mürben Wall
Zum bessern Hirten, der auf sie geharrt.
Die großen und die kleinen Krippen all'
Zerfielen längst, von Disteln wild umstarrt,
Und Herd' und Hirten hat nun auch die Zeit verscharrt.

XIX.

Es fliegt ein schadenfroher Rabe,
Und rufet stark und rufet schwach
Mit lügnerischer Redegabe,
Was ihm gefällt, den Bessern nach.

Nichts birgt Dich vor dem argen Sprecher,
Und stehst Du hoch und stehst Du tief,
Es schallet bald an alle Dächer,
Was der Gewissenlose rief.

Sey von der Welt zurückgezogen,
Sey mitten noch im Weltgeräusch,
Der Vogel kommt gewiß geflogen,
Und läßt Dich hören sein Gekreisch.

Die zarten Jungfraun im Gewande
Der Unschuld, wie den frommen Greis,
Verschont der Rabe nicht mit Schande,
Und haßt die Namen, ächt und weiß.

Sieht er die zugewandten Ohren,
Vermehrt er plötzlich sein Geschrei.
Die Schlechten horchen und die Thoren; —
Taub geht der beßre Mensch vorbei.

Und will der Schmerz die Brust Dir spalten,
Der schwarze Vogel ruft Dir Trutz.
Nur Deine Unschuld kann Dich halten,
Und tröstend nimmt sie Dich in Schutz.

So quält die Besten bis zum Grabe
Das schadenfrohe Lügenbild. —
Verleumdung heißt der freche Rabe,
Die Bosheit führt er in dem Schild.

XX.

Da ich keine Freuden habe
In der weiten, weiten Welt,
Sitz' ich hier, ich armer Knabe,
Weil dies Ufer mir gefällt.

Auch die Sonne will erblassen,
Die noch meinen Gram zerstreut.
Ach, ich bin so ganz verlassen!
Und mich jammert Alles heut'.

Ach! ich denk' zurück, und frischer
Drängt mich Schmerz und Ungemach.
Dort im See ertrank der Fischer,
Und die Mutter sprang ihm nach!

Und der tiefe See dort drüben
Gibt die Todten nicht zurück.
Läg' ich drin bei meinen Lieben,
Läg' ich auch bei meinem Glück!

Nur ein Hund ist mein Gefährte,
Meine Stütze nur ein Stab. —
Treuer Hund! der oft mich nährte,
Wenn das Mitleid Brod dir gab!

Heut' ein Jahr ist's, seit die Mutter
Und den Vater ich verlor;
Und du theiltest stets dein Futter,
Wärmtest mich, so oft ich fror.

Und so bliebt ihr treulich beide
Mir gesellt in meinem Weh;

Und mir ist nur Augenweide
Noch der Himmel und der See.

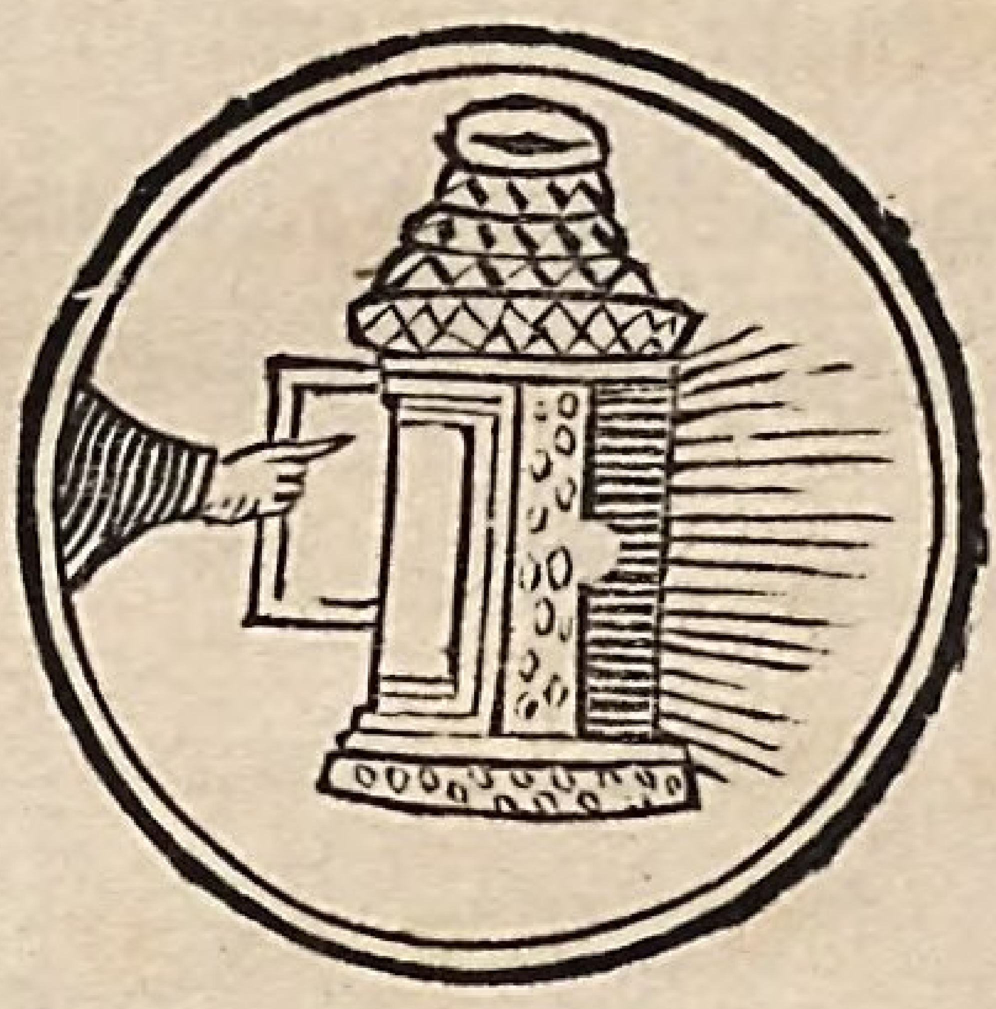
Und der arme Knabe schaute
Unverwandt und härmte sich,
Bis die Nacht am Hügel graute,
Bis die Sonne ganz verblich.

Und es kamen hell gezogen
Alle Sternlein in der Höh'.
Immer sah er nach den Wogen;
Immer lauscht' er nach dem See.

Horch! da rief's aus nahem Schilfe:
„Lieber Knab', was weinest Du?
Komm! Im See da wird Dir Hülfe,
In den Wellen ist die Ruh."

Und es thaten sich die Wände
Auf im goldnen Sternenhaus,
Und dort streckten milde Hände
Nach dem frommen Kind sich aus.

Als nun mit den hellen Stunden
Auf den See der Morgen glitt,
War der Knabe dort verschwunden
Und — sein herber Kummer mit.



XXI.

Endlich erblick' ich doch Licht. Komm', Mann mit Deiner Laterne,
Leuchte mir! Lange betrübt tapp' ich im Dunkeln herum.
So weit bring' ich's nicht, wie Tiberius, das römische Raubthier,
Daß ich sehe bei Nacht und wie das Katzengeschlecht.

Vielen schon bluten die Köpfe. Ich stoß' an Pfeiler
und Barren,
Und in dem eigenen Land kenn' ich die Straßen
nicht mehr.

Die Mumie.

Laßt, Neugierige, mich! Nach tausendjährigem
Schlafe,
Haßt mein verwöhntes Gesicht Euern erbärm-
lichen Tag.

Die Gemäßigten.

Trefflich behagt uns die Bärennatur. Schlaf fördert
die Mastung.
Liegen wir still! und dann zehrt Jeder vom Fett
in der Noth.

Die unentschiedenen Processe.

Lange noch sind wir nicht aus. Wir ruhn bis zum
jüngsten Gerichte,
Und schon sind die Partein todt bis in's tausend-
ste Glied.

Der Mönch.

König und Volk kroch bange vor mir, vor dem Segen und Fluch, sonst:
Nun in der helleren Zeit zupfen mich Knaben am Bart.

China's Kaiser.

Hier in dem Schneckengehäus', in meiner chinesischen Mauer
Schläft noch lange mein Staat, dieses geduldige Thier.

Aberglaube und Wahn.

Unser Eins stirbt nicht leicht an Stichen, an Hieb und an Schnitten;
Mehr noch, als Lerna's Gewürm, schützt uns Polypennatur.
Sechs Jahrtausende schon als Fastnachtsnarren den Menschen
Gängeln wir, und noch bis jetzt folgt das verblendete Kind.
Nährt uns sogar doch Feuer. Und Torquemada, der lebe!
Was für ein Himmelsgenuß ist doch ein Auto da fe!

Und die Tyrannengewalt mit Folter und Gift und Gefängniß,
Und dann das Pfaffengeschlecht nimmt uns noch gnädigst in Schutz.

Die Kinder Israel.

Schmäht uns so viel Ihr wollet: wir haben doch immer noch Funken
Von dem dreitägigen Licht in der ägyptischen Nacht.

Der Leib.

Oeffne den Mumienkasten ein Mal, du Todtenbestatter!
Was für ein Bettlergewand hat doch der König, der Geist!

Warnung.

Wandle geschwind hinweg mit Deiner verhaßten Laterne!
Leucht' in den Tartarus, gleich beißt Dich ein höllischer Hund.

Ueber uns liegt kohlschwarz und ganz handgreifliches
Dunkel,
Und nur zuweilen, doch kaum, schmuggelt ein
Strahl sich herein.

Das Ordenskreuz.

Der mich auf hat gehangen auf solch' ein ödes Gewölbe,
Ach, im Zorne gewiß hing er in's Leere mich auf!

Die Verbesserer.

Was Ihr doch Alles verbessert! Ihr tragt viel Wasser
zum Meere.
Brennt schon rings um die Stadt, hängt Ihr Laternen heraus.

Die Staatsklugheit.

Weg mit der Fackel! Mein Haus bleibt stets stockfinster.
Und nahst Du,
Sticht Dich mein Drachengewürm, fahren Dir Eulen in's Haar.

Patriotismus.

Wiedererweckt, bin ich — immer gelangweilt — wieder
gestorben,
Und nun schlaf' ich so fort, bis mein Messias
erscheint.

Die Philister.

Uns und unsere Kinder und Ururenkel gebrandmarkt
Hat doch auf ewige Zeit Simson, der grobe Gesell.
„Speise, sie ging von dem Fresser und Süßigkeit ging von dem Starken" —
Daß wir das Räthsel nicht selbst löſten, — das bracht' uns die Schmach.
Wahrlich, er hat es gethan! Er fing dreihundert der Füchse;
Alle mit Brändern am Schwanz trieb er in's schöne Getreid'.
Ein Kinnbacken vom Esel war dann sein rächendes Werkzeug,
Und mit diesem hat er tausend der Unsern erlegt.

Die Nacht.

Alles verspottet mich jetzt. Als Grundursache der Dinge
Rühmte mich Orpheus nur in der poetischen Zeit.

Wißt, mein Kind ist der Schlummer, der Tod und das
große Verhängniß!
Deßhalb wandeln sie stets nur in mein Dunkel
gehüllt.
Träger Geduld und Düsterheit klagt Ihr mich an und
der Schlafsucht;
Doch ich bin Mutter des Tags und dann der Nemesis auch.

Der Prophet Jonas.

Muth, Ihr Herren Collegen! Ich saß drei schmähliche
Tage
Unten im Wallfischbauch; aber ich blieb mir getreu.
Denkt nur, ich habe sogar dort ganz anständig gesungen!
Als es das Unthier hört', spie es erschrocken mich
aus.

XXII.

Es treibt ein Schiff, umstürmt von Nacht und Fluten;
Der Steuermann, der frömmste Schiffer, schlief:
Und Furcht und Schrecken der Gefährten rief
Ihn wach, die klagend schnellen Tod vermuthen.
Und er: „Was zittert Ihr? O, seht die Gluten
Des Leuchtthurms dort! Das Meer ist schwarz und tief,
Doch mächtig ist der Glaube!“ — Da verlief
Der Wellen Zorn und alle Stürme ruhten.

Glückselig, wer in Stürmen nicht erblaßt,
Und wen das Schiff des Heils an Bord genommen!
Hell flimmert da das Kreuz auf starkem Mast.
Das heil'ge Schiff, von heitrem Glanz umschwommen,
Wird unter Liedern und mit süßer Rast
Mit seinen Seglern in den Hafen kommen!

XXIII.

1.

Horch! in's Grab der Zeitenfluten
Rauscht die letzte der Minuten,
Und der Jahruhr flücht'ger Sand verrann. —
Nun wohlauf im edlen Streben!
Alles Herrliche soll leben! —
Brüder, stoßt die Becher an!

Wem noch hell die Fackel lodert,
Wen noch nicht die Sense traf,

Sey zum ernsten Lied gefodert! ....
Manchen drückt schon lang der Schlaf.

Jetzt vielleicht in öder Kammer
Schwindet mancher bange Jammer,
Hellt sich auf des Armen Thränenblick;
Und den Duldern und den Blassen,
Und den Herzen, so verlassen,
Naht das unverhoffte Glück.

Millionen Herzen klagen
Flehend jetzt zum Aetherzelt.
Reicher Vater, laß es tagen
Fröhlich Deiner armen Welt!

Eltern stehn im vollen Kreise
Blüh'nder Kinder. Eine Waise
Wandelt bald das bleiche Kind allein.
Plötzlich in der Häuser Mitte
Greift der Tod. Mit raschem Schritte
Bricht das düstre Schicksal ein.

Drum genießt der Stunden Gabe;
Doch zum Himmel einen Blick!
Ach, der Erde nicht'ge Habe
Wuchert an das Grab zurück.

Seh' ich dort nicht, glanzumschimmert,
Froh das Laster? und bekümmert,
Arm und schwergedrückt die Tugend gehn?
Warum ohne ihr Verschulden
Müssen so viel Edle dulden,
Und die Bosheit glücklich sehn?

Unser Gott ist kein Vertilger,
Sein Geschick ist ew'ge Huld.
Ja, der Gott der Erdenpilger
Lohnt der Tugend, straft die Schuld.

In dem Sturm der Zeit entfärben
Sich die Freuden all' und sterben,
Und der heiße Schmerz soll ewig seyn? —
Hoffnung kühlt die wunden Glieder,
Und die Lenze kehren wieder,
Und das Frohe stellt sich ein.

Grüßt den Schmerz, so wie die Freude,
Denn kein Dulder ärntet Spott:
Brüder, ach, sie führen beide
Seine Kinder hin zu Gott!

Wohl im Leben kehren wieder
Väter, Mütter, Kinder, Brüder:
Nur der Todte bleibet ewig aus. —
Ach, er ist hinweggegangen,
Mit den schnellverblühten Wangen,
In ein enges, dunkles Haus!

Selig winkt die Heimath droben. —
In den Särgen, dumpf und hohl,
Kann kein Geist den Urquell loben.
Todte, lebet ewig wohl!

In den Hütten, in Palästen
Glänzt es von der Erde Festen,
Lächelnd geht das junge Leben auf
In den goldnen Wiegenträumen;
Doch in naher Zukunft Räumen
Schließt sich mancher Pilgerlauf.

Wenn uns bald kein Tag mehr fände,
Nicht das nächste Morgenroth! . . . .
Freunde, fasset Bruderhände!
Liebe, Liebe bis zum Tod!

2.

„Was brauset zwischen Erd- und Wolkensaum,
Und hat die Länder und das Meer geschlagen,
Daß alle Thäler wimmern rings und klagen,
Daß Berge zittern, Thurm und Haus und Baum?“

Du, sanfte Freundin, willst den Himmelsraum,
Den dunkeln, so mit jungfräulichem Zagen
Und bangem Blick, was hier beginne, fragen,
Herausgeschreckt aus stillem Wonnetraum.

Es ist die Zeit auf ihrem großen Gange,
Die brausend oft vorüber stürmt und rüttelt
Am alten Erdenring mit Donnerklange.

Doch, — wird auch rings die Zwietracht wach geschüttelt,
Und wandelt sie mit fürchterlicher Schlange:
Das Schöne lebt im Frieden — im Gesange.

3.

Ich war aus einem langen Traum erwacht,
Als meinen Geist ein Wunderklang umwehte.
Durch's Weltall zogen Lieder einer Flöte,
Der Freude Stimmen, aus der flieh'nden Nacht.

Auch mir ward Frieden und ein Gruß gebracht,
Als ob ihn mir des Lichtes Engel böte:
Und sieh! es stieg die neue Morgenröthe
Des Jahres auf in jugendlicher Pracht!

Ich sah vereint im Süden und im Norden
Die Herzen in der Wonne Vollgenuß,
Und Erd' und Himmel pries den Schicksalsschluß.

Da grüßt' ich Alles, was mir lieb geworden,
Und Dich auch grüßt' ich mit dem Friedensgruß,
Dem Wiederhall von himmlischen Accorden.

4.

Jüngst trat ich wieder in die Nacht hinaus,
Um dort zu fühlen, was mir Gott beschieden. —
Still war's, wie bei Aegyptens Pyramiden:
Ein bleicher Tag ging durch das Sternenhaus.

Wie breitete die Welt so selig aus
Ein Reich der Hoffnung, voll von Lieb' und Frieden!
In jedem Hain, wie Frucht der Hesperiden,
Schlief Aetherlicht auf Silberzweig und Strauß.

Still war's, und meine trunknen Blicke ruhten
In weißer Nacht auf heil'ger Winterau,
Auf Zauberfluren von kristallnem Thau.

Und, für mich schöpfend neue Lebensgluten,
War fern mein Genius im Aetherblau,
Und dachte dort glückselige Minuten.

5.

Hoch stand ich in der Unermeßlichkeit
In neuen Schöpfungen. Und Sonnen flogen
Durch Frühlingswelten grenzenlose Bogen
Und Winterwüsten der Vergangenheit.

Und alle Blassen mit dem Sterbekleid,
Sie waren zum Unendlichen gezogen,
Und lächelten; — und Freuden überwogen
Und sel'ges Glück auf immer alles Leid.

Und mit Gestalten, lieblich an Geberde,
Schoß jetzt ein milder Stern zu mir herauf,
Ein Hesperus, und senkte seinen Lauf.

Ich stand auf ihm, — auf der geliebten Erde, —
Bei theuren Menschen, selig unter Schmerzen,
Und heißer liebt' ich alle schönen Herzen.

XXIV.

Mit Martha weinend saß Maria da, —
Das Schwesternpaar, das so viel Tugend übte, —
In öder Halle zu Bethania.

Von Klagen scholl das Haus, das tiefbetrübte.
Denn Lazarus lag still und bleich und todt,
Den, wie die frommen Schwestern, Jesus liebte.

Fern war der Heiland seiner Todesnoth,
Und sagte doch: „Jetzt ist er eingeschlafen!“ —
Seitdem entglomm das vierte Morgenroth.

Die Jünger sprachen: „Den die Leiden trafen
So schwer, den Kranken macht der Schlaf gesund.“
Doch Jesus meinte, „daß er sey im Hafen!“

Und in dem Trauerhause ward es kund,
Der Heiland komme, wie er immer pflege,
Mit seinen Jüngern, diesem heil'gen Bund.

Und Martha geht und blickt nach jedem Stege;
Maria folgt der treuen Schwester nach,
Und Beide finden ihn noch auf dem Wege.

Maria wirft sich hin: „Erlöser, ach!
Mein Bruder lebte, wärst Du da gewesen!“ —
Und wiederholt, was Martha jammernd sprach.

„Du liebtest ihn. Warum hat ihn erlesen
So früh der Tod?“ — So weint Maria laut,
Als würde nie vom Gram ihr Herz genesen.

Und Alle, die gekommen, ihr vertraut,
Sie jammerten. Da ward des Heilands Wange
Von hellen Thränen plötzlich überthaut.

Und mit den hellen Thränen sah er lange
Zum Himmel auf und sprach dann, tiefbewegt:
„Maria komm und folge meinem Gange!

Wo habt Ihr Euren Todten hingelegt?“ —
Sie führten Jesus hin nach einem Hügel,
In dessen Schoos kein Leben mehr sich regt.

Hier deckte fester, als ein Eisenriegel,
Ein mächt'ger Stein die nachtumhüllte Kluft,
Und drinnen drückte schwer des Todes Flügel.

Und als die Freunde vor der düstern Gruft
Den langen Stein mit Macht hinweggehoben,
Umwehte schon den Heiland Moderduft.

XXV.

Und Lazarus, von Linnen dichtumwoben,
Lag in dem Sarge, wie verhüllt von Graus,
Und Christus hob den frommen Blick nach oben.

Dann sah er in des Todten enges Haus,
Und rief mit seinem himmlischen Erbarmen:
„Komm, Lazarus, steig' aus dem Grab heraus!“

Und Lazarus fühlt plötzliches Erwarmen;
Im Herzen regt sich neu der Lebensquell;
Er streift die Tücher ab von beiden Armen.

Sein dunkles Auge wird von neuem hell:
Erinn'rung kam, und alle Nebel sanken
Vor seinem Geist, und Jesus kannt' er schnell.

Nun dacht' er an sein trauriges Erkranken
Und Sterben; und des Blickes erster Gruß
War Staunen, Lieb' und wonnevolles Danken.

Und stumm und langsam hob sich Lazarus
Und kniete dann, vom Schwesternpaar umfangen,
Vor Christus in der Wonne Vollgenuß.

Und betend küßt, Dankzähren auf den Wangen,
Er Christi Fuß: „An Dir, o Herr, hinfort
Will ich in allen Ewigkeiten hangen!

Auf Dich, Erlöser, und den Vater dort
Will ich in allen Ewigkeiten hoffen!
Im Grabe klang, im Grabe, mir Dein Wort!

Vom Tode war ich, Herr, so schwer getroffen;
Der Tod ist schaurig, ach! das Grab so kalt:
Und meine Augen sind nun wieder offen.

Dank Dir und Deines Vaters Allgewalt!" —
Und Alle knieten, fromm die Hände faltend,
Und Christus stand, von Himmelslicht umwallt.

Es lebte Lazarus, voll Güte waltend,
Und folgte nur dem göttlichen Geheiß,
In Frömmigkeit, im Glauben nie erkaltend,

Und lebte lang und froh und — wurde Greis!

Staats-
Bibliothek
Bamberg

XXVI.

Als noch die Schaar der Götter
Die frohe Welt durchzog,
Und noch der Sohn der Venus
Die Sterblichen umflog;
Als einst er auf der Erde
Muthwilligtändelnd ging,
Da schoß er mit dem Pfeile
Hinauf zum Mondenring.

Der Mond war nur erleuchtet
An einem kleinen Theil,

Und nach der dunklen Seite
Flog hin der rasche Pfeil.
Er flog wohl noch geschwinder,
Als wie der Sonnenstrahl,
Und suchte schnell ein Herz sich,
Ein Herz im ersten Thal.

Dort schlank, wie eine Palme,
Die Blicke Sonnenschein,
Dort stand mit Lilienwangen
Ein Mädchen ganz allein.
Es floß um ihre Glieder
Ein leuchtendes Gewand,
Und in die langen Locken
Fuhr träumerisch die Hand.

Sie blickte nach der Erde;
Die Erde schien ein Kranz,
Ein Kranz von weißen Rosen,
Mit wunderbarem Glanz;
Die Erde schien des Friedens,
Der Wonne sanfter Stern.

Sie wäre gern gezogen
Zu seinem Licht, so gern!

Sie war so ganz versunken
In ihren sel'gen Traum,
Und schickte Sehnsuchtsgrüße
Hin nach dem Erdenraum.
Sie sagte: „Dort ist Wonne!“
Sie sagte: „Dort ist Heil!“ —
Jetzt hob sich hoch ihr Busen:
Da traf der scharfe Pfeil.

Da theilte sich ein Feuer,
Noch nie gekannt, ihr mit,
Das durch die zarten Glieder,
Durch alle Adern glitt.
„Das kommt von der geliebten,
Von jener sel'gen Flur!
Wie muß sie seyn so lieblich,
Dort drüben die Natur!

Ihr unbekannten Götter
In jener frohen Welt,

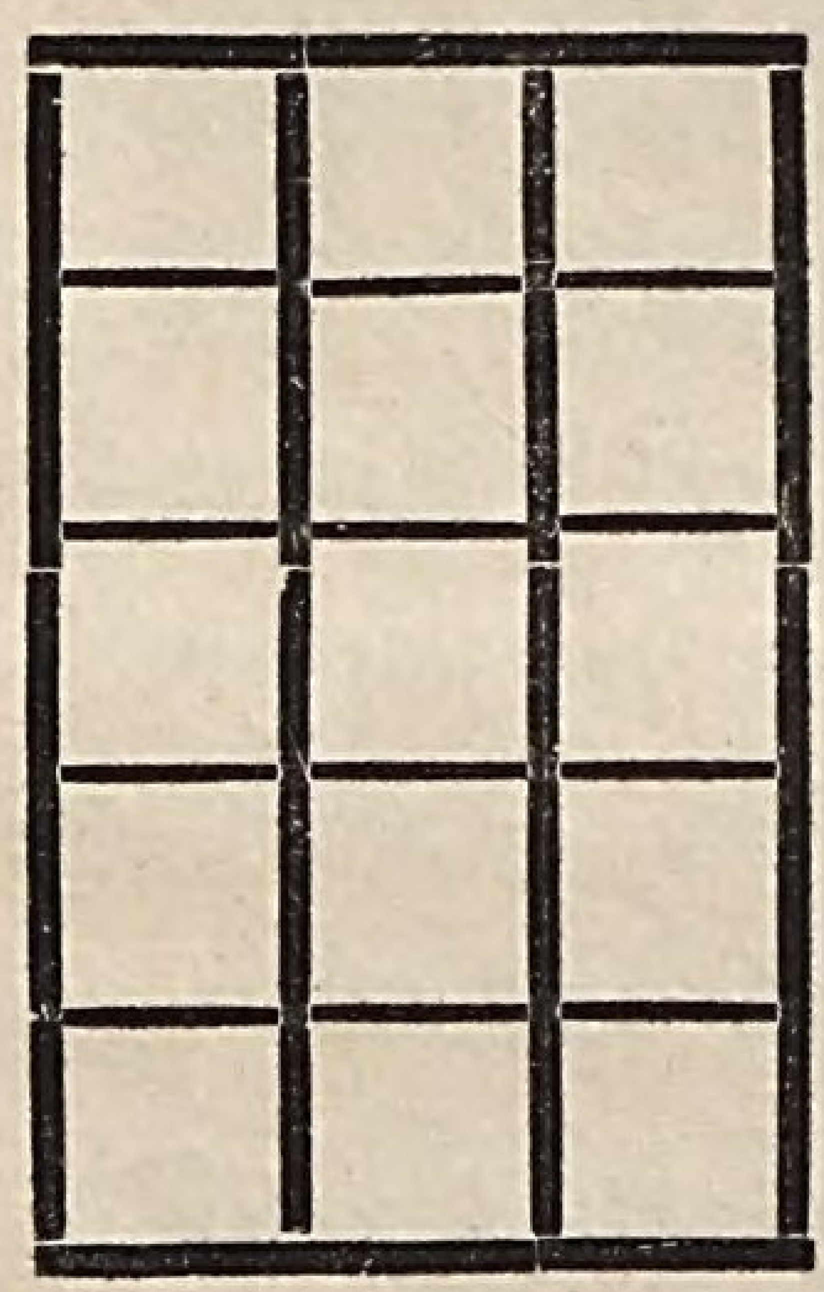
O nehmt mich auf erbarmend,
Wenn's Eurer Huld gefällt!
Nehmt mich in's Land der Hoffnung,
In's Land des Trostes auf! —
Ach! höher zieht die Erde
Am Himmel schon herauf."

Es folgen ihren Worten
Viel Thränenperlen nach,
Und heißer wird und heißer
Das Sehnen in ihr wach.
Und wenn die fernen Götter
Nicht hören solches Flehn,
Muß auf dem Mond die Schöne
Verschmachtend untergehn.

Mit eines Engels Zauber,
Mit Wangen, lilienweiß,
Durchzog ein Mädchen suchend
Der Erde weiten Kreis.
Sie sah verwundert Häuser
Und Thier' und Menschen an

Und Meer und Baum und Blume,
Und weiter ging sie dann.

Als nun im letzten Lande
Die Pilgerin verschwand,
Da konnte Niemand sagen,
Ob sie Gehofftes fand. —
Das Mädchen, die gewandert,
So weit ein Mensch nur wohnt,
Das mag wohl seyn gewesen —
Das Mädchen aus dem Mond!



XXVII.

Du schmales Fenster, deinem Horizont
Vorüber eilt zum stillen Meer hinunter
Die wilde Zeit, — umdunkelt und umsonnt;
Es geht bei dir das Leben auf und unter.

Des Hauses Auge, leuchtendes Kristall!
Du zeigst der Hausgeschicke Bilder all'
Auf deinem vielbewegten Hintergrunde,
Den Jammertag, des Lebens Zauberstunde.
Und bleich und blühend hinter deiner Scheibe
Und alt und jung, hinfällig, gleich dem Grase,

Und gut und schlecht, steht hinter deinem Glase
Beglückt und traurig, die Geburt vom Weibe.

Vertrautes Lichtthor! Wie der Mensch dich hat
Gerichtet, dienst du treulich seinem Willen,
Und zeigst der Frömmigkeit die Gottesstadt,
Und zeigst, das Erdbedürfniß nur zu stillen,
Den niedren Acker, wo der Pflüger matt
Den Boden furcht und heiser sich die Grillen
Am Wege zirpen, und du zeigst die Pfade,
Die das verändrungssücht'ge Herz verlangt:
Hier dunkle Mauern, wo der Blick erbangt,
Dort Wäldergrün, bestäubt vom Wellenbade;
Hier Osten, Westen dort und Seegestade;
Bald öde, kleine Plätze, sanft bemoost,
Bald laute Straßen, wo das Leben tost;
Da stille Gärten, wo die Blüten regnen,
Hier Nachbarhaus und Thurm und Felsenpaß;
Dort Marktgewühl, wo Liebe sich und Haß,
Kraft, Schlaffheit, List und offne That begegnen,
Wo Wünsche streben ohne Unterlaß,
Und sich befeinden, fluchen oder segnen.

Enthülltes Fenster, Glücks= und Leidensspiegel!
Ach, tausend Mal durchwandert dich der Blick
Am Tage, ob vielleicht sich dem Geschick
Entreißen lasse das geheime Siegel.
Er eilt, damit er jene Wolken frage,
Ob keine dort des Räthsels Lösung sage
Vom trüben, frohen, wirren Traum der Welt.
Doch ist das Menschenauge nur ein blindes,
Und das Geschick ein unsichtbargeschwindes.

Durch dich hindurch, du trautes Fenster, fällt
Verwundert noch der erste Blick des Kindes,
Das hier der Mutterarm noch wiegend hält,
Hinaus in's Weltgedräng'; — und mit ihm zieht
Der Mutter Sang, das heil'ge Wiegenlied.

Zum Fenster tritt die wache Sorge,
Ob flücht'gen Trost vielleicht sie draußen borge;
Am Fenster steht der schlafberaubte Kummer,
Und fleht, gestützt von dieser offnen Lehne,
Vergessenheit Minuten nur und Schlummer.
Am Fenster blinkt die heißgeweinte Thräne,

Hebt sich die bleiche, die gerung'ne Hand:
„Wer weis, wo sich noch Hülfe fand?"
Und die Verzweiflung mit den starren Mienen
Blickt stumm hinaus von öder Wand,
Ob irgendwo noch Hoffnungsbäume grünen,
Ob nicht das letzte helle Blatt verschwand.
Und die Gedanken, mattgedrückt und irrend,
Betäubt, verdüstert, langsam sich entwirrend,
Erheben sich und schlingen, wie die Reben,
Sich endlich wieder an das Leben.

Der Vogel, der am Himmel streicht,
Die Schwalbe, die dort ihre Zelle baute,
Und auch im Sturm der innern Stimme traute;
Der Kranke, welcher auf der Straße schleicht,
Ein Krückengänger, der vorüber hinkt,
Und jener schwache Greis, der bald versinkt,
Ein Lastenträger, der seit Jahren keucht,
Ein Sonnenblitz, dem jetzt die Wolke weicht,
Der Abendstern, der heiter blinkt,
Ein Baum, der immer stark nach oben reicht,
Des Schiffes Segel, welches Abschied winkt,

Das Säumroß, das am Bach noch ein Mal trinkt
Und stirbt: — sie trösten Dich vielleicht! . . . .

An deiner Oeffnung, glaserfülltes Gitter,
An deinem lichten Wege schweben
Der Weisheit Ernst, der Thorheit Wahn und Flitter.
Und Neid und Spott und Tadelsucht erheben
Zum Balken hier den kleinen fremden Splitter:
Ihr enges Fenster zeigt ein enges Leben.
Und die Begier und Unzufriedenheit
Sie kämpfen stets hier gegen Glück und Zeit.

Wenn Finsterniß umschleiert Haus an Haus,
Wirf, trautes Fenster, stilles Häuserauge,
Wirf dann den Kerzenflimmer weit hinaus,
Daß auch die Nacht die schönen Strahlen sauge.
Laß immer nur heraus die Blicke flimmen,
Daß durch die Gassen kleine Sterne schwimmen
Und Strahlen schießen auf den schwarzen Weg.
Laß niedertönen die verworrnen Stimmen;
Oed' ist das Dunkel, träumerisch und träg.

Schließt sich dein Blick, lischt deiner Kerzen Pracht:
Liegt todt ein jedes Haus und tief in Nacht.
Hell öffne dich dem jungen Morgen wieder,
Und zieh hinein die frische Lebensluft
Und junges Licht und jungen Blumenduft,
Und töne muntern Sang und Jubellieder,
Und zeige nun den bunten Freudenkranz,
Und fülle dich mit Kraft und Glanz!
Oft schüttelt dich der Sturm im wilden Tanz;
Oft, eh du noch gezählt der Jahre Summe,
Pocht, blickt herein und unterbricht die Rede
Der mit der Sanduhr, jener Gräßlichstumme!
Und trübe wird's an deinem Glas und öde.

Aus einem Fenster, ach, in schönen Räumen
Ertönte mir ein himmlischer Gesang,
Aus einem Fenster bei Orangenbäumen,
Und durch mein Leben scholl ein Wonneklang!

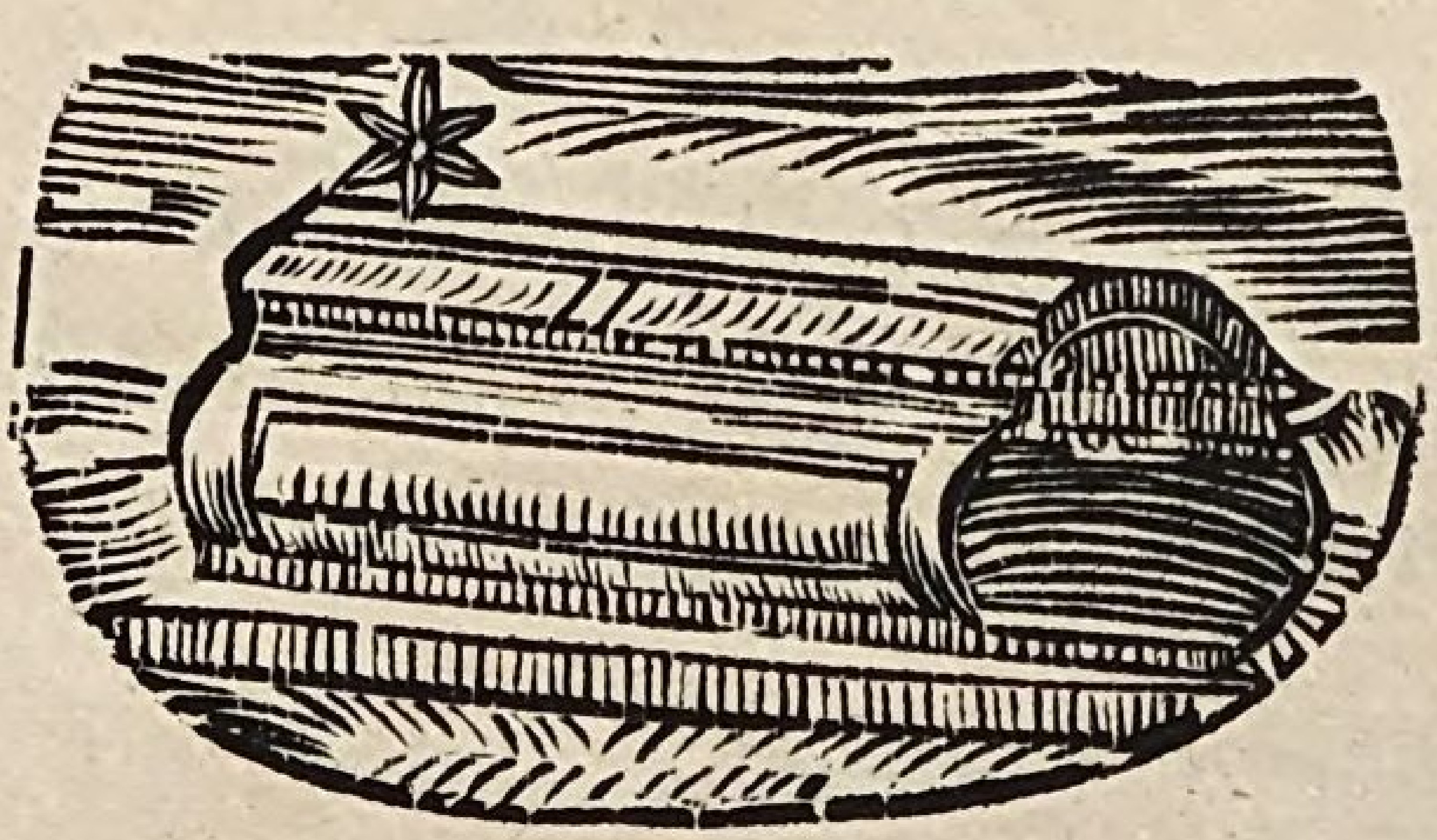
An einem Fenster, von der Reb' umlaubt,
Da nickte mir ein wunderschönes Haupt,

Da glänzte Lächeln, wie der holde Mai:
Und Lust und Leben zog und Lieb' herbei.

Das Fenster hat der kalte Sturm beraubt,
Orangenbaum und Rebe sind entlaubt,
Oed' ist das Fenster und vom Licht gehaßt,
Verstummt das Lied, das schöne Haupt erblaßt!

Du reicher Himmel mit dem Sternenlauf,
O helle sanft der Armuth Fenster auf!
Laß durch der Wehmuth düstern Schleier,
Dort, wo so thränenschwer die Blicke dunkeln,
Mit mildem Strahl dein sanftes Aetherfeuer
In halberloschnen Augen wieder funkeln!
Dem Herzen, welches einsam und verschmäht,
Und von der schnöden Welt betrogen,
Und nie gekannt, still ringet im Gebet,
Ihm komme durch den Fensterbogen,
Und wenn auch spät,
Vergütend noch dein milder Trost gezogen! . . . .
Gib, den zu schwer der Arm des Schicksals traf,
Dem Hartbedrängten einen süßen Schlaf;

Und, den ein unverdientes Loos bedroht,
Brich dem Gefangnen Gitter ab und Ketten! —
Wirf, stiller Himmel, wirf dein Abendroth,
Wirf Hoffnungsrosen auf die Krankenbetten;
Und laß die Völker, die, gefaßt von Schauer,
Am dunkeln Fensterrand der Zukunft stehn,
Bald ohne Blut und Trauer
Der Freiheit goldnen Morgen sehn!



XXVIII.

Beglückter Orpheus! Ach, das Reich der Todten,
Wohin zuvor noch kein Lebend'ger drang,
That sich Dir auf; die schwarze Pforte sprang;
Du gingst dahin, wo tausend Schrecken drohten.

Der Liebe Klagen waren Deine Boten,
Allmächtig war Dein rührender Gesang,
Der selbst zu Thränen den Tyrannen zwang,
Die Richter und den furchtbaren Piloten.

Beglückter Orpheus! Ach, Dir ist's gelungen:
Eurydice stieg ein Mal noch empor;
Du sahst sie wieder an des Orcus Thor!

Mich aber hört im Todtenland kein Ohr:
Und sie, die grausam hat die Nacht verschlungen,
Erweckt kein Ruf. — Ich hab' umsonst gesungen!

XXIX.

Füllt mir den Becher, blank und hell,
Mit Wein bis an den Rand!
Ich grüße mit dem Becher schnell
Nach Hellas' altem Strand.
Im Sieb'ngestirn der Weisen,
An jenem Himmel fern,
Muß ich den Einen preisen
Als Hellas' schönsten Stern.

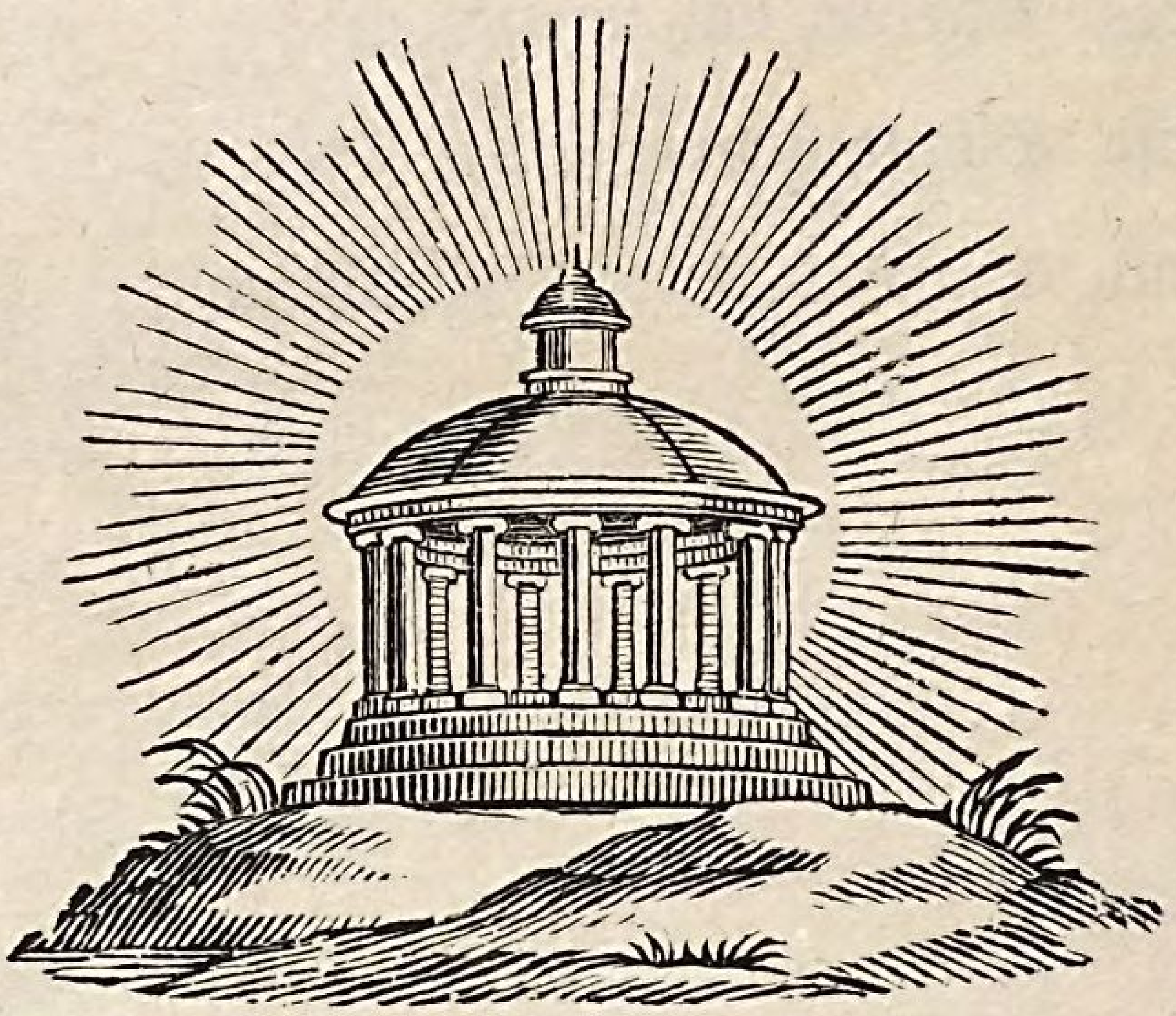
Was thatst Du Deinem großen Sohn,
Arglistiges Athen?

Wo pranget seine Bürgerkron'?
Die Krone will ich sehn! —
„Der Weise, stark und stärker,
Bot Geistesfreiheit mir;
Ich lohnte mit dem Kerker
Dem Herrlichen dafür!"

Was hast Du mit so herbem Leid
Den großen Sohn bedroht?
Er wies Dir die Unsterblichkeit,
Du botest ihm den Tod. —
„Er nahm den Schierlingsbecher,
Des Vaterlandes Dank,
Und rief, statt einen Rächer,
Um Heil für uns — und trank."

Füllt mir den Becher, blank und hell,
Mit Wein bis an den Rand!
Ich grüße mit dem Becher schnell
Nach Hellas' altem Strand.

Heil in Kronions Saale
Dir, Weiser, ruhmgenannt!
Und Schmach dem Giftpokale
Und Schmach Dir, Sykophant!



XXX.

1.

Es ragt auf der höchsten Alpe der Welt
Ein Tempel im ew'gen Sonnenglanz,
Und seiner Kuppel leuchtender Kranz
Ist auf zwölf mächtige Säulen gestellt.

Kein Götzenbildniß ist dort und frommt,
Kein dienender Priester ist dort zu sehn;
Und oft muß ein Jahrtausend vergehn,
Eh' nur ein Pilger ihm nahe kommt.

So Vielen verdeckt ein Nebelflor
Die Tempelzinnen und ihren Stern;
Der Beßre sah ihr Licht nur von fern;
In's Heiligthum drang noch Keiner vor.

Der irdische Pilger auf schwindelnder Spur
Muß neben sich furchtbare Tiefen schaun;
Den Tempel der Wahrheit umlagert Graun,
Den Sonnentempel der großen Natur.

In seinem Bezirk ist's ewig Tag,
Liegt offen, was rings die Schöpfung füllt,
Ist das All und das alte Räthsel enthüllt,
Das wartend seit Weltäonen lag.

2.

Es kniet ein einsamer Pilger
Hoch oben im Wolkenrevier,
Und, vor der Tempelschwelle
Stillbetend, liegt er nun hier.

Um seine wallenden Locken
Schwebt flimmernd ein Heil'genschein;
Er tritt, — ihm ist es gelungen! —
Er tritt in den Tempel ein.

Die Kugel in seiner Rechten
Ist wohl des Weltalls Bild;
Sieg kündet die Fahn' in der Linken:
So lächelt er seligmild.

Und höher hob sich und höher
Der Pilger zur Sternenau,
Und mit ihm wuchsen die Räume,
Wuchs auch der Tempelbau.

Und als mit erbarmender Liebe
Am höchsten der Einsame stand,
Da ließ er wallen die Strahlen
Nach dem Morgen- und Abendland.

Da rief er den Pilgern allen,
Zu folgen, wohin er trat,
Den Pilgern der weiten Erde,
Zu klimmen den steilen Pfad.

Dem Berg kam Mancher nun näher;
Der Pilger ging ihm voraus:
Doch kamen die kindlichen Herzen
Am nächsten dem Tempelhaus.

XXXI.

Mein liebes Kind! So wie Dich jetzt Dein Vater
Hier sieht und höret, ich, der vor Dir steht:
So sieht und hört Dich noch ein Vater droben,
Dort in den Wolken, wo die Sonne geht.

Und wie mein Arm Dich immer trug und führte,
So führet auch Dich jenes Vaters Hand;
Und helfen kann sie Dir und Dich noch retten,
Wenn meinem Arm hier jede Kraft entschwand.

Mein gutes Kind! Dich lieb' ich heiß und innig;
Doch stärker noch liebt Dich der Vater dort,
Der wachsen läßt Baum, Blümlein, Gras und Lämmer,
Und gute Kinder liebt er immerfort.

O bleibe fromm! Und wie ich jetzt Dich segne,
So, doch noch besser, segnet bis zum Tod
Der, welcher Blümlein nährt und Lämmer, Vögel,
Und Sterne kommen läßt und Abendroth.

Drum liebe so, wie mich, auch jenen Vater!
So groß ist Niemand und so gut, wie er.
Ich armer Mann kann Dich nicht glücklich machen;
Doch ihm gehören Himmel, Erd' und Meer.

O bleibe gut und fromm! Und wenn ich todt bin,
Schickt er Dir Speise! Blick' nach ihm hinauf!
Er lebet immer. Und bist Du gestorben,
Nimmt er Dich dann in seinen Himmel auf.

XXXII.

Mahnend tönt an alle Häuser,
Mahnend tönt ein ernstes Wort;
Und es rauschet ewig fort,
Spricht zum Bettler und zum Kaiser.
Und es ächzt auf ödem Sande,
Klagt auf bunter Frühlingswiese,
Wimmert in dem Paradiese,
Donnert an dem Meeresstrande:
„Sieh, da stehn die Todtenbäume!
Horch, da rauscht das Thränenlaub!“ . . . .

Und es ruft in alle Räume:
„Blüten heute, morgen Staub!“

Was Du freudig hast gefunden,
Hier in Osten oder West,
Halt's mit tausend Armen fest
Vor dem Sturm der bösen Stunden.
Eile, was Dich mag erlaben,
Eile, was Dich mag entzücken,
An die warme Brust zu drücken;
Denn es sind nur Erdengaben,
Denn es zeugen's alle Blassen,
Und aus ihren Truhen spricht's:
„Wer besitzt, der muß verlassen! ....
Heut' noch Etwas, morgen Nichts!“

Treuer Freund, uns hochwillkommen,
Und Du, vielgeliebtes Kind,
Bleibe bei uns! Denn geschwind
Kommt das Dunkel hergeschwommen.
Wär' es schon die Zeit zum Schlummer?
Geht noch nicht, Ihr meine Lieben!

Mancher ist schon ausgeblieben,
Und statt seiner kam der Kummer.
Streut noch hellen Tag, ihr Kerzen,
Jedem, der noch fröhlich wacht!
Denn es tönt in allen Herzen:
„Heut' noch Sonne, morgen Nacht!" . . . .

Glücklich war ich so, wie Keine,
Und vor Allen heißgeliebt,
Und nun an dem kalten Steine
Lehn' ich, bis zum Tod betrübt.
Daß der Kummer Frieden werde,
Ruft es droben von den Sternen;
Doch ich kann nicht zu den Fernen,
Und mich hält noch hier die Erde.
Sieh, da stehn die Todtenbäume!
Horch, da rauscht das Thränenlaub! . . . .
Und es ruft in alle Räume:
„Blüten heute, morgen Staub!"

XXXIII.

Willkommen hier, Du treuer Mann!
Wo spähtet Ihr? Ist er gefunden?
Gefangen? Eil' und sag' mir's an!"

Wir drangen, Herr, in stillen Stunden
Des Nachts in's aufgebrochne Haus,
Und haben ihn mit Macht gebunden.

„Und wie?" — Wir rissen ihn heraus
Vom weichen Lager ohn' Erbarmen.
Nur wenig Kleider las er aus.

„Und dann?“ — Sein Weib lag in den Armen
Ihm todtenbleich; die Kindlein schrien;
Zum Mitleid konnt' ein Stein erwarmen.

„Und Ihr?“ — Die Kleinen auf den Knien
Umschlangen unsre Füß' und flehten,
Den Vater nicht mit fortzuziehn.

„„Wollt Ihr uns Vater, Mutter, tödten?““ —
Jetzt rang, die Wangen ohne Blut,
Das Weib, wie schon in Todesnöthen.

„Und dann?“ — In einer Thränenflut
Begannen sie das Haar zu raufen.
Ein Diener packt den Mann mit Wuth.

Er schleppt ihn weg; doch nachgelaufen
Kam Weib und Kind halbtodt noch dort,
Ihm Heil mit ihrem Tod zu kaufen.

„„Gott tröst' Euch! Nur mein freies Wort
Schuf mir, dem freien Mann, Bedrängniß!““ —
Hier rasselte der Wagen fort.

„Und nun?“ — Der Kühne im Gefängniß,
Er wartet droben auf dem Thurm
Auf das ihm nahende Verhängniß.

„Dank, tausend Dank! Ihm soll der Sturm
Ein fürchterliches Lied nun pfeifen,
Und kriechen soll er, gleich dem Wurm.

Ich will in seine Seele greifen.
In dreien Tagen schon, wohlan!
Soll mir die süße Rache reifen!

Ich danke Dir, Du treuer, lieber Mann!“

XXXIV.

Voll dunkler Kerker, gleich den Grüften,
Hob sich ein Thurm, mit Moos und Gras
Bewachsen, zu den Himmelslüften.

Und schon zwei lange Tage saß
Der arme Mann im Thurm gefangen,
Bei dürrem Brod, das er nicht aß.

„Ihr Lieben, ach, Ihr, mein Verlangen!
Wie muß ich, Weib und Kinder! fern
Um Euer Schicksal hier erbangen!

Befehlt Euch Gott, dem Weltenherrn,
Der wird Euch seine Engel senden.
Bald glänzt vielleicht ein Rettungsstern.

Noch rührt' ich nicht mit meinen Händen
Den Becher an von grauem Holz,
In welchem sie mir Wasser spenden.

Nicht beugte sich mein Muth und schmolz
Vom heißen Durst; noch kein Gewitter
Nahm mir des Mannes edlen Stolz.

Doch eng ist meines Thurmes Gitter.
Mir droht vielleicht noch größre Schmach, —
Und dieses Leid ist schon so bitter!"

So dacht' er seinem Loose nach;
Da kam die Nacht mit trägem Schritte
Und wob aus Dunkel ihr Gemach.

Sie nahm den Thurm in ihre Mitte,
Und horch! ist das nicht Männerlauf?
Schon kommen nah die lauten Tritte.

Der Hügel wächst zum Thurm hinauf,
Und hat sich hoch emporgehoben;
Und sieh! zwei Männer stehn darauf.

Sie schreiten kühn; sie blicken oben
Zum Gitter freundlich schon hinein,
Ihr Haupt vom Himmelsglanz umwoben.

Das Gitter bricht. Es fällt Gestein.
Sie grüßen: „Laß nun alle Sorgen,
Gefangner Mann, wir dachten Dein!" —

Als der Tyrann am andern Morgen
Die Knechte nach dem Kerker sandt,
War der Befreite längst geborgen

Mit Weib und Kind — im fernen Land.

XXXV.

Den Reinen öffnet sich die Pforte
In meines Vaters hellem Haus;
Den Reinen sprech' ich Segensworte,
Und wähle sie vor Allen aus.
Den Kindlein, den demüthigfrommen,
Ist rein das Herz noch, wie das Licht;
Sie sind den heil'gen Engeln gleich.
O laßt die Kindlein zu mir kommen
Und wehret nicht:
Denn solchen ist das Himmelreich!

Die Blume nennt die Kindlein Brüder
Und spielt mit ihnen auf der Au;
Der ganze Himmel läßt sich nieder
Und küßt sie mit dem sanften Thau.
In ihren Herzen ist entglommen,
Was droben bei den Sternen spricht. —
Seyd liebefroh, den Kindern gleich!
O laßt die Kindlein zu mir kommen
Und wehret nicht:
Denn solchen ist das Himmelreich!

Weh' dem, der einen dieser Kleinen
Ablenkt vom heil'gen Friedenspfad,
Daß diese sel'gen Augen weinen,
Dies stille Herz, voll guter Saat;
Der ihm der Zukunft Heil genommen,
Die frommen Willenskräfte bricht
Und macht dies blüh'nde Leben bleich! —
„O laßt die Kindlein zu mir kommen
Und wehret nicht:
Denn solchen ist das Himmelreich!"

Aufrichtig sind der Kinder Herzen
Und fröhlich, harmlos ist ihr Muth.
Noch keine falschen Schatten schwärzen
Des jungen Quelles klare Flut.
Vom Glanze reiner Lieb' umschwommen
Ist noch ihr Engelangesicht.
Daß Keiner diese Liebe scheuch'! —
„O laßt die Kindlein zu mir kommen
Und wehret nicht:
Denn solchen ist das Himmelreich!“

XXXVI.

Ein Sämann schreitet von Land zu Land
Und streut den Samen mit emsiger Hand,
Und geht vom Morgen bis hin nach Abend,
Mit seinen Körnern die Erde begabend.

Er liebt es, in Wüsten bei Busch und Dorn,
Nie müde, zu werfen das Samenkorn,
Und sucht sich den Weg auf Klippen zu bahnen,
Und wandelt bis hin zu den Oceanen.

Es blühen Saaten und Saat verdorrt,
Die Vögel schwärmen: er wandert fort;
Ob's regn' und stürm', ob die Sonne glänze:
Es treibt ihn weiter von Grenze zu Grenze.

Die Jahreszeiten schweben vorbei,
Es kümmert ihn nicht, wann die Aernte sey.
Die Erde schon viel Mal hat er umgangen,
Und immer dann wieder angefangen.

Und blickt stillstehend sein Werk er an,
Er hat sich nimmer genug gethan,
Und vorwärts eilt er, wie unzufrieden,
Und streuet Samen nach Norden und Süden.

Und will ihn auch hemmen die List und Gewalt:
Dem Sämann bringt das nicht Aufenthalt,
Noch Flut und Mauer und Nebelwolke:
Er schreitet im Eifer von Volk zu Volke.

Er ist von den ersten Tagen der Welt
Gekommen und hat besät sein Feld;

Und ob auch ein Jahrtausend berichte,
Es nennt nicht all' die Saaten und Früchte.

Vergleiche den Mann, der die Welt umkreist,
Dem edelthätigen Menschengeist,
Der unermüdlich sein Feld bebauet
Und gläubig der Zeit den Samen vertrauet.

XXXVII.

Der König ließ erklingen
Die Harfe sanggewohnt,
Und er begann, zu singen
Die Macht, die friedlich thront.
Ihm schien die goldne Krone
Nur ein gemeiner Glanz,
Erräng' er sich zum Lohne
Nicht auch den Sängerkranz.

Der Herrscher singt. Es lauschen
Ihm Hörer ohne Zahl;

Und als er schweigt, da rauschen
Lobstimmen durch den Saal.
Und traurig geht der König
Allein auf's öde Feld:
„Der Beifall gilt mir wenig,
Den solch' ein Lied erhält.

Nicht möcht' ich blos entzücken,
So lang der Hörer glüht,
Jahrhunderte beglücken
Möcht' ich mit — einem Lied."
Zu dem in hoher Wolke
Fleht er nun kniegebeugt:
„Das schönste Lied dem Volke
Gib mir, das von Dir zeugt."

Von neuem hallen Lieder
Im prachterfüllten Saal,
Es singt der König wieder
Vor Hörern ohne Zahl.
„Der Freiheit Glück, das ächte,
Und freies Recht und Wort

Auch dem geringsten Knechte
Gewähr' ich nun hinfort.

Euch weih' ich Blut und Leben
Und meine ganze Kraft;
Dem Aermsten will ich geben
Die strengste Rechenschaft.
Nicht länger will ich Sclaven
In meinem Reiche sehn,
Und geh' ich heute schlafen,
Soll Niemand Wache stehn."

Der Herrscher schwieg. Da sanken
Die Hörer auf die Knie;
Ein solches stummes Danken,
Das sah der König nie.
Dann rauschte tausendtönig
Ein Wort dem Saal entlang:
„Du göttergleicher König,
Sangst himmlischen Gesang!"

XXXVIII.

Was rastet hier, gewalt'ger Zeitengott,
Dein Flug, was ruhet Deine Schwinge?
Du kennst, Du sahest alle Dinge
Im ungeheuren Ringe.
Weckt Etwas noch Dir Schmerz und Lust und Spott?
Wer trotzte Deiner sichern Sensenklinge?
Wer trotzte Deiner fürchterlichen Uhr,
Dem Sausen, wenn Dein Aargefieder
Unmeidlich ihm am Ohr vorüber fuhr?

Du setztest Dich auf diesen Steinen nieder.
Wohin Dein Blick? Auf welche Flur? —
Umrasen unten Donnerlieder,
Die Du gesandt,
Viel Städte, Länder und den Meeresstrand?
Hat sie aus dumpfem Schlaf gerüttelt,
Hat sie zu Staub geschüttelt
Jetzt eben Deine Hand?

Doch sitzest Du vielleicht in Frieden
Dort bei Aegyptens Pyramiden,
Und schaust hinab auf jene Wüsten,
Die sonst das hundertthor'ge Theben grüßten?

Die Adler, Deine Jahr' und Tage,
Du hast sie fortgesandt
Und mit dem ries'gen Flügelschlage
Die stürmenden Jahrhunderte. Sie bannt
Kein hochumeister Alpenthron.

Siehst Du vielleicht von Deinem Sitze
Hinunter auf des Krieges Blitze

Und eines Welterobrers Hohn?
Ach, längst hast Du gesehn zu viel
Das lächerlich-elende Mörderspiel,
Den Krieg. Schon tausend Mal
Hat der unmenschliche Titane,
Der Krieg, empörte Feueroceane
Gegossen auf der Erde Wunderstädte,
Auf Roma's, auf Karthago's Höh.

Schaust Du vielleicht, ob es sich rette
Vom Untergang, auf Ninive? —
Nach einer brechenden Tyrannenkette,
Nach tausend Leichen auf dem Ehrenbette
Der Schlacht, mit todter Lust und todtem Weh,
Und der lebend'gen, auferstandnen Freiheit?

Was brächte Dir Erstaunen noch und Neuheit?
Hast Du nicht selbst, wildherrschender Tyrann,
Von Anbeginn gestürzet Roß und Mann?
Wie viel hast Du schon Könige der Welt
Am Erdenrand zerschellt
Und Staub zu Staub gesellt?

Wer weis, — ich weis es nicht, —
Von wie viel Aeckern die Verwesung spricht? . . .
Nach wie viel Grabäonen
Aus gräßlicher Zerstörungswüstenei
Flogst Du, der wilde Gott, herbei,
Auf diesem Platz zu thronen?

Dort rankt ein tausendjähr'ges Epheulaub
Um Kaiseraschen und um Völkerstaub.
Ach, Aschen liegen ewigtaub! —
Dein Strom hat alle Länder überwaschen,
Der sich von Osten bis zum Westen streckt.
Mit wie viel Trümmeraschen
Hast Du den Weltenacker schon bedeckt?
Wer hat, was Dir erlag, geweckt?

Du blickest wohl, zwei Zedern um Dich her,
Von einem Berg hinab auf's rothe Meer,
Nach Pharao, nach seines Heeres Fall? —
Der König sank, die Seinen sanken all'!

Siehst Du von China's Mauerwall
Auf China's ewigbleibende Gestalt?

Ach, die Chinesen sind schon alt,
Der Abendländer wie der Inder,
Und alle werden Deine Todeskinder.

Du wüster Gott, vor Dir ist Alles Schaum
Und Staub und lächerlicher Traum.
Was kümmert Dich der Todtenglockenlaut?
Was Lieb' und Hoffnung aufgebaut?
Es drückt der Mensch dem äußern Erdensaum
Stolz seine Spuren ein. Der Mensch verdirbt.
Und was nur lebt und stirbt,
Nimmt auf Dein Bruder, der begier'ge Raum,
Der nur für Dich das junge Leben wirbt.

Weg wirft den Stab
Der Mensch, wenn Deine Sense gellt und summt.
Ach, zitternd liegt er, angstverstummt!
Und was Dein Segen zögernd gab,
Bedeckt der Jahreswogen donnernd Grab.
Du zählest nur, was blühet und erblaßt,
Und missest zu. Dein Todtengräber faßt,

Der Raum, was länger nicht erfreute,
Als die von Dir gemähte Beute,
Und Dauer, Ewigkeit, sind ihm verhaßt.

Ruhst Du mit Deinen Wolkenflügeln
In zwölf Jahrhunderte nun altem Schatten,
Auf einem von den sieben Hügeln,
Hoch über den ital'schen Zaubermatten,
Hoch über Deinem königlichen Rom? —
Dort hat gebraust am schrecklichsten Dein Strom;
Dort schlafen tausendjähr'ge Kriegeshydern;
Dort rangen mit den Riesengliedern
Die Völker, und — Atom
Sank stäubend in Atom. Ein Trauerpriester,
Nun allzufromm und düster
Nach solchem Heldenalter, — predigt Petri Dom.

Zerstörer, sprich! wem schenkst Du Lieb' und Huld?
Wer darf, vor Dir geborgen, weilen,
Daß nicht voll Ungeduld
Sogleich zerstörend Deine Geier eilen,
Die Tugend so zerhackend, wie die Schuld?

Doch — Ehre, Reue, Schande,
Verscharrst Du nicht in Deinem Schattenlande,
So lang ein Mensch noch trägt der Erde Kleid.

Und wenn auch nichts Dein Staunen an sich riß:
Das Eine doch bewunderst Du gewiß,
Und Gleiches hat die Erde nie gesehn.
Drum ruhst Du neben der Akropolis,
Und blickst hinunter auf Athen.

Dort zu des greisen Cimon Kerker gehn
Siehst Du die Tochter, Pero, fromm und schön,
Die, nahend ohne Trank und Speise,
Dem Vater, den der Hunger tödten soll,
Nun täglich, still, geheimnißvoll,
Darbringt der Tochterliebe höchsten Zoll,
Und, um sich schauend, liebefurchtsam, leise,
Dem halbverschmachteten, geliebten Greise,
Nach eines Wiegenkindes Weise,
Den Born so lebenswarm und silberhell,
Des jungen Busens heil'gen Doppelquell
Eröffnet, reicht, — ihn rettet und erhält.

Du Zeitengott, nichts Schönres hat die Welt,
Der Himmel und die sonnumglänzte Scheibe!
Was ist ein Rom, von Siegen lautumgellt,
Und ein Athen, ein marathon'sches Feld,
Vor diesem Schauspiel, diesem großen Weibe? —

Doch auch die fromme Pero haben
Längst Deine Jahre, Deine Heere Raben,
In Deinem Wüstensand begraben.
Dein Samum weht und — Alles liegt erstarrt;
Und Pero, wie das Schlechte, ward verscharrt!

Du sendest hin auf jeden Pfad
Heuschrecken,
Die schnell und hungrig sind genaht,
Und alle grüne Lebenssaat
Abnagen und veröden und bedecken.
Doch der Natur Polypenglieder,
Wenn auch schon tausend Mal
Zerstückt, zerrissen oft und todesfahl,
Sie wachsen ewig wieder!

Und über ihnen blüht auf allen Wegen
Dann wieder Glück und Segen,
Und Unheil keimt, wie Lerna's Hyder.

Du Zeitengott, auf ew'ger Flur,
Woher? wohin, gewalt'ger Uranide? —
Du wirst nicht sturmesmüde;
Du gehst zu Sternen, kommst von Sternen her:
Fort eilt Dein Flug und — endet nimmermehr!

XXXIX.

Ich kenn' ein Feld mit Blumen und Duft
Und sommerlichgrünen Matten;
Und sanftberauschend ist hier die Luft
Und wunderthätig der Schatten.

Und einsam ist es und seligstill,
Und doch so nahe gelegen.
Wer sich dahin begeben will,
Kann kommen auf allen Wegen.

Und wird es Abend auf dieser Flur,
Dann beginnt's erst recht zu tagen;
Dann wacht erst auf die ganze Natur
Und will jetzt singen und sagen.

Es tritt die Sonne des Nachts hervor,
Des Morgens kommen die Sterne,
Und Lieder hört ein taubes Ohr,
Ein Blinder schaut in die Ferne.

Der Bettler trägt eine Königskron',
Dem Sclaven sinken die Banden;
Dem Reichen ist hier das Glück entflohn,
Und der Todte wieder erstanden.

Was sonst dem Muthe nimmer gelang,
Hier mühlos ist es gelungen;
Wohin kein Fuß und kein Nachen drang,
Hast Du Dich plötzlich geschwungen.

Dem ärmsten Leben, der traurigsten Brust
Blüht hier eine Zauberstunde,

Eine goldne Zeit, eine Götterlust
Und Balsam jeglicher Wunde.

Der Schlaf führt Dich in das stille Feld,
Als wär' er des Lebens Berauber,
Und spiegelt Dir doch die ganze Welt
Mit ruhigschaffendem Zauber.

Hier streuet die Schlummerkörner der Mohn,
Hier säuseln die goldnen Aehren,
Und über dem schlafenden Erdensohn
Da wandeln die himmlischen Sphären.

XL.

Der Handel schließt sich mit dem Handschlag bald! —
Es trennen hier nur wenig Silberlinge
Verkäufer noch und Diener der Gewalt.

Sprich! wie viel Flitter, Ehre, Gold und Ringe
Wies Dir, Verführter, der Betrug? und zog
Dann desto sichrer Dich in seine Schlinge?

Sprich! was die mächt'ge Heuchelei Dir log,
Bis sie Dich packte, wie das Huhn der Sperber,
Und, Deiner spottend, andres Wild umflog?

Was sagt, zur Rechten hier, der list'ge Werber,
Und links der dort scheinheil'ge Mann der Macht? —
Verrathender, armseliger Verderber!

Sie hatten erst zuvor in mancher Nacht,
Daß tief in Deine Brust das Gift sich grübe,
Dahin durch Wein und Wollust Dich gebracht.

Und Deine Augen lauern nun, wie Diebe,
Und Deine Hand trieb feil ein Schergenamt:
Du mordest Freundschaft und Vertraun und Liebe.

Elender Bettler nun, von Gift entflammt!
Wo sind die Kronen, die Verrath erworben?
Gedungner Mörder Du, von Gott verdammt!

Dein Herz ist an der bösen That gestorben,
Dein Wort verschmachtet durch den Schlangenkuß,
Und alle Deine Hoffnungssaat verdorben.

Wenn Sinnentriebe, lockend zum Genuß,
Die Schandthat an Dir selbst begangen hätten:
Dich wüsche rein der Reue heil'ger Fluß.

Und hättest Du, die Seele zu verwetten,
Selbst mit der Höll' im Sündenhaus gezecht
Auf Deine Rechnung: — wärst Du noch zu retten.

Doch Du verriethst das menschliche Geschlecht,
Verriethst Vertraun, sorglose Freundestreue,
Die lichte Wahrheit und das ew'ge Recht.

Warum? Daß Dich die Schergengunst erfreue,
Minutenlanger Beifall eines Wichts,
Und gift'gen Weihrauch Dir die Sünde streue?

Daß Du Dir weckest um ein eitles Nichts
Und häufest in die qualerfüllten Ohren
Den langen Donner eines Weltgerichts?

Und Viele sind noch so, wie Du, verloren,
Und Viele sind noch so, wie Du, zu schaun,
Leichtsinnige, verführte, feile Thoren.

Auf Deinem Pfad, auf ihrem lagert Graun;
Es schallt herauf ein schreckliches Gelächter;
Es fasset Dich und sie mit scharfen Klaun.

Es harrt auf Dich und sie der Hölle Wächter;
Und wenn die wüste Sünde Dich verläßt,
Den fluchbeladnen, feilen Gottverächter:

So klammert sich die Reu' an Dich und preßt,
Und schnürt Dich mit dem Spotte des Bezwingers
An einem Baum am hohen Abgrund fest. . . .

So war der Tod des unglücksel'gen Jüngers!

XLI.

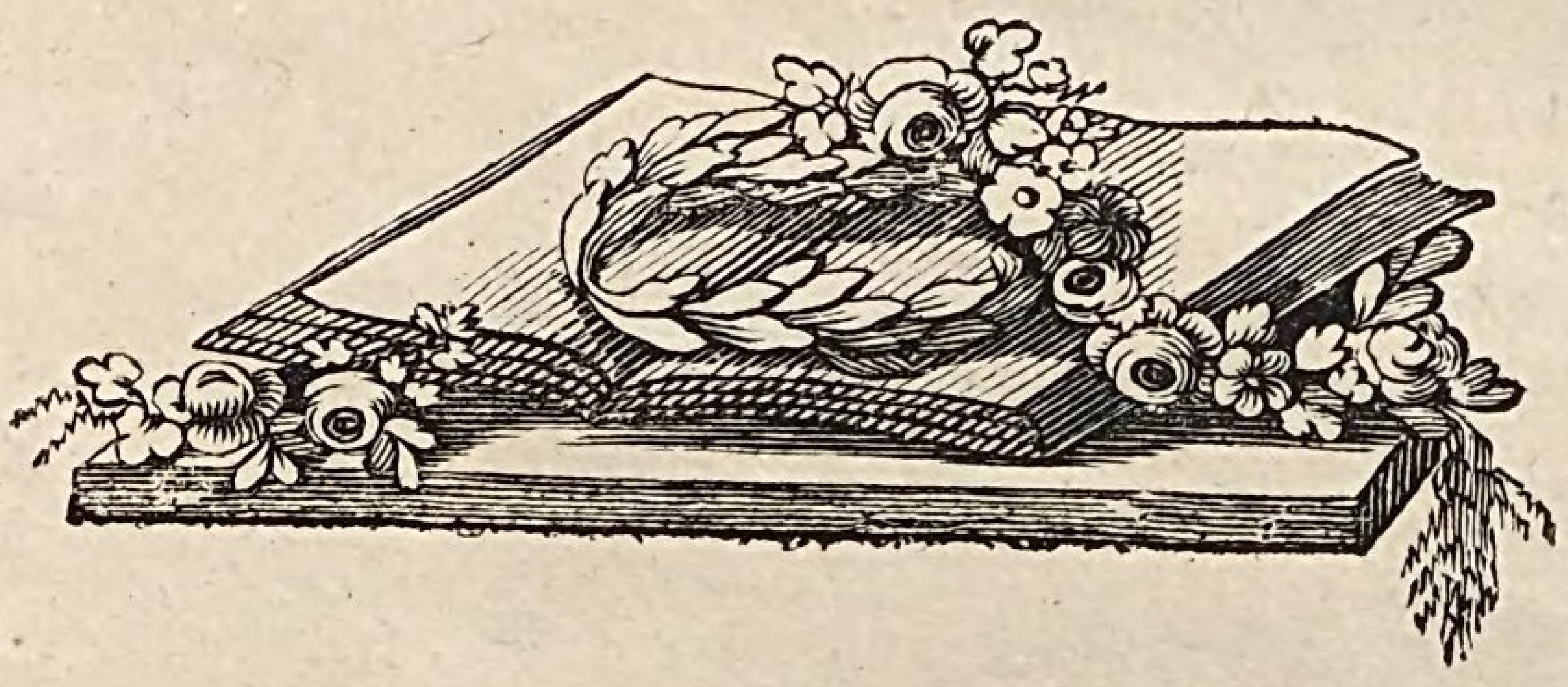
„Du gute Mutter, sieh, da bin ich wieder!
Ach! alle Tage muß ich bei Dir seyn.
Die Vöglein singen heut' so schöne Lieder,
Und Du bist bleich und still und ganz allein.
Sieh, Mutter, nur! Der Rosen allerbeste
Bring' ich Dir heute zum Johannisfeste." —
Der Knabe kam im Sommer oft und gab
Der todten Mutter Blumen auf das Grab.

An einem wilden Strom war Volksgedränge:
Ein Mädchen kämpfte jammernd mit der Flut.
Da stürzt sich durch die thatenlose Menge
Ein Jüngling in den Strom mit Heldenmuth,
Und legt die Tochter, die noch lebenswarme,
Ein Retter in des grauen Vaters Arme. —
Der Jüngling kam im Sommer oft und gab
Der todten Mutter Blumen auf das Grab.

Es stand ein Mann, — ein Herr gefüllter Speicher
Von Wissensgut aus manchem fernen Land,
Voll Geisteskraft, und noch im Herzen reicher, —
An eines Weibes, eines Engels, Hand.
Und Beiden lohnte wechselndes Entzücken,
Einander sich zu lieben, zu beglücken. —
Das war der Mann, der oft im Sommer gab
Der todten Mutter Blumen auf das Grab!

Es lag entschlummert auf der stillen Bahre
Mit bleichem Haupt und Locken silberweiß,
Und mit der Ruhe schönverlebter Jahre,
Bei Kerzenschein ein neunzigjähr'ger Greis,

Geliebt von Allen und nun, unter Weinen,
Noch tausend Mal gesegnet von den Seinen. —
Das war der Greis, der auch als Greis noch gab
Der todten Mutter Blumen auf das Grab!



XLII.

Ich sah ein großes Buch
In einer Wüste liegen.
Schwarz waren alle Blätter
Mit blutigrothen Zügen;
List, Tyrannei, Verrath,
Mord, Wollust, Treuebruch,
Die ganze Höllensaat
Stand in dem finstern Buch.

Und Unk' und Krokodil
Und Basilisk und Geier,

Der Schakal und die Schlange,
Die wilden Ungeheuer,
Der Abendwolf, der Bär,
Der Tiger und der Leu,
Sie stürzten sich daher,
Sie kamen all' herbei.

Das Buch umfloß ein Grauen
Und Fluch und Sturmeswetter.
Die Thiere lasen alle
Die vollgeschriebnen Blätter;
Die Thiere flohen dann
Mit Zischen und Geheul:
„Was geht der Mensch uns an,
Wir haben keinen Theil!"

Ich sah ein andres Buch
Auf frischen Auen glänzen;
Das hatte wenig Blätter
Und lag in Rosenkränzen.
Hier lag die grüne Kron'
Auf Blättern, lilienrein,

Der frommen Thaten Lohn;
Die Schrift war Sternenschein.

Hier hing an jedem Wort
Ein ewigreicher Segen,
Der stets in Ost und West,
Auf allen Lebenswegen,
Der auch im Leichentuch
Noch seine Früchte treibt. —
Das ist das heil'ge Buch,
Wo Gottes Finger schreibt!

XLIII.

Irgendwo, doch ach! auf deutschen Auen,
Liegt ein Kerker, tiefversteckt,
Ist ein Kerker noch bedeckt
Von geheimnißvollem Grauen.
In dem Käfig, stillbewacht,
Wird in jeder Mitternacht
Brod und Wasser dargebracht;
Doch kein Quäler ist zu schauen.

In dem Raum, so schmal und karg, —
Nur zwei Ellen Höh' und Breite,
Nur zwei Ellen lang die Seite! —
Sagt, wen Bosheit hier verbarg?
Gegen wen die Hölle wüthet,
Gegen wen sie Rache brütet,
Wen sie foltert, teuflisch hütet,
In dem fürchterlichen Sarg?

Wer von uns, so schwarzumschattet,
Einsam säß' in solcher Enge,
Lebend in die Gruft bestattet,
Ohne Himmel, ohne Klänge,
Einsam nur mit seiner Seele! —
Weh dem Höllenangstbedrohten!
Ach, die Gottesackerhöhle
Legt den Todten doch — zu Todten!

Irgendwo, wohin kein Licht gedrungen
Und kein Frühlingsduft, kein Schall,
Wo des Donners Wiederhall
Tief im Abgrund nie geklungen;

Wo kein Engel Trost verlieh,
Kein Gebet erscholl und nie,
Spät des Abends, oder früh,
Eine Mutter hat gesungen:
Dort, — und Seelenmord beginnt
Langsam mit dem Opiumbecher, —
Dort im Dunkel, schwach und schwächer,
Seelentodt und geistesblind,
Saß, auf faules Stroh gebettet,
An ein kurzes Band gekettet,
Saß, von keinem Gott gerettet,
Dreizehn Jahre lang ein Kind!

Hört! es saß ein Kind gefangen,
Und es hat noch nichts verschuldet
Und noch Böses nie begangen,
Aber unnennbar geduldet!
Völker, hört das Gräßlichwahre,
Hört es an in allen Landen!
Dreizehn schaudervolle Jahre
Saß ein armes Kind in Banden!

Zum verlaßnen Kind in Qualbedrängniß,
Das, der Welt verborgen, litt,
Sieh! ein Unbekannter tritt
Einst in's niedrige Gefängniß;
Steht gebückt und traulichnah
Vor dem Schreckerfüllten da,
Der den ersten Menschen sah
In dem Kerkernacht-Verhängniß;
Zeigt im engen Zwingergrund
Auf das Spiel des armen Knaben,
Auf zwei Rößlein, — seine Gaben, —
Gibt sich als Ernährer kund.
Und der Hehler vom Verbrechen,
Das die Jahre werden rächen,
Lehrte Worte sinnlos sprechen
Seinen sprachentwöhnten Mund.

Und dann wird der Kerkersclave
Einst um Mitternacht entrissen
Seinem träumelosen Schlafe;
Wird in langen Finsternissen
Treppenaufwärts fortgetragen,
Bis er freie Lüfte trinket,

Und, betäubt von neuen Plagen,
Wie zum Tod, zum Schlummer sinket.

Und wer ist zu Nürnberg dort der Knabe,
Plötzlich an das Licht der Welt
Als ein Räthsel hingestellt?
Ach, ein Brief ist seine Habe,
Armuth, unerhörtes Leid,
Oede Geistesdunkelheit! —
Ohne Sprache, Gang und Zeit
Stiegst Du zitternd aus dem Grabe,
Den nach langer Todesruh
Schmerzlich nun der Tag berührte,
Den die müde Bosheit führte
Endlich noch dem Leben zu,
Angestaunter, vielbefragter
Junger Dulder! Du verzagter,
Von Europa lautbeklagter,
Unglücksel'ger Hauser Du!

Willst du nicht dein Auge schließen,
Heller Tag! in Graun verloren?

Einen Aermern, so wie diesen,
Hat die Erde nie geboren!
Erde! willst du nicht vergüten
Ihm, dem schwergekränkten Wesen?
Menschen! wollt Ihr nicht ihn hüten,
Daß ihm Seel' und Leib genesen?

Klagend blicket nach dem Sternenbogen
Nun der arme Fremdling auf,
Daß ihm freien Lebenslauf
Hat ein Tigerherz entzogen;
Daß er schaut in Nacht zurück,
Daß er um des Aermsten Glück,
Um die Kindheit, um den Blick
Nach dem Himmel, — ward betrogen. . . .
Doch es sinkt des Geistes Flor,
Freude röthet seine Wangen;
Und, gepflegt und liebumfangen,
Richtet er sich froh empor,
Eine späterweckte Blüte;
Steht mit kindlichem Gemüthe,
Mit der rührendmilden Güte
Hoffend nun am Lebensthor.

Wehe! Mitleid, Lieb' und Wonne
Zogen aus den Menschenhallen;
Weh! den Aermsten dieser Sonne
Hat ein Mörder noch befallen!
Mörder, seine kurze Stunde
Wolltest Du, sein Letztes, rauben? —
Fluch Dir! Nahm das Mal der Wunde
Nun ihm auch den Menschenglauben?

Welch' ein Schatten, welch' ein langer, grauer,
Mitten in dem Sonnenglanz,
Wie ein fahler Todtenkranz,
Schwebt um ihn mit wüster Trauer? —
Mitten in dem Paradies
Sieht er noch sein Erdverließ,
Das ihn in die Nacht verstieß,
Fühlt er noch den Grabesschauer.
Und der Nebelschleier dort? —
Das ist die verlorne Kindheit!
Das ist seine lange Blindheit!
Das ist seines Geistes Mord!

Die zertretne Saat und Garbe,
Die verblaßte Jugendfarbe,
Seine stahlgeschnittne Narbe,
Seiner Wüste grimmer Nord!

Ach, in seine stumme Wüste,
Wie beim todten Letheflusse,
Trat die Liebe nicht und grüßte
Ihn mit lebenswarmen Kusse!
Ja, die mordbefleckten Diebe
Hatten ihm den Lenz genommen:
Doch — unsäglichzarte Liebe
War zu Menschen ihm entglommen.

Ansbach! — nun sein Zufluchtsort, — beschütze
Den Verfolgten vor dem Sturm! —
Himmel, schonst du Blum' und Wurm?
Sey dem Bangen Schild und Stütze!
Laß ihn ruhig sinnen nur!
Eine fürchterliche Spur
Auf der frühsten Kindheit Flur
Zeigen ihm Erinn'rungsblitze,

Und es leuchtet ihm schon nah. —
Fremder Sprache traute Töne
Klingen ihm in Zauberschöne,
Daß er Längstvergeßnes sah.
Haus und Amme lacht ihm wieder,
„Mutter!" „Vater!" hallt's, wie Lieder;
Nur zwei Worte noch, Du Müder,
Such'! — Dein Räthsel löst sich da! . . . .

Hülle dich in tiefe Trauer,
Erde, frisch vom Blut geröthet!
Dort in Ansbach's Kirchhofsmauer
Liegt Europa's Kind getödtet!
Sonne, flieh zur tiefsten Wolke! —
Von dem Mörderdolch durchstochen,
Heißbeweint von allem Volke,
Ist das ärmste Herz gebrochen!

Deutschland, hör'! Es saß ein Kind begraben,
Ohne Leben, doch nicht todt,
Nur bei Wasser und bei Brod,
Und nicht kannt' es — seinen Raben.

Stets allein im Erdenschoos
Und vergiftet, wuchs es groß,
Stummgemacht, erinn'rungslos! —
Hör'! und dem bestohlnen Knaben,
Einem unglücksel'gen Haupt,
Einem heimathlosen Pilger
Haben teuflische Vertilger, —
Einem Zweige, frühentlaubt,
Einer kaumerweckten Leiche,
Einem Bettler haben — Reiche,
Daß der Tod sein Antlitz bleiche,
Noch den Tropfen Zeit geraubt!

Völker, hört das Gräßlichwahre,
Hört es an in allen Landen!
Dreizehn schaudervolle Jahre
Saß ein armes Kind in Banden!
Und ein Haus mit hohen Säulen
Hat das Schreckliche vollendet,
Und der Unschuld seine Eulen,
Blut'ge Mörder, zugesendet! —

Wilde Leuen, blutbefleckte Tiger,
Mordlust habt ihr euch erwählt
Und ihr würgt; doch — langsam quält
Und dann mordet euer Sieger,
Ach, der Mensch! — Der übertrifft
Euch durch Bosheit, Dolch und Gift
Und verfälschet Wort und Schrift,
Der erbärmliche Betrüger!
Heulend in des Mondes Schein
Schweift die gräßliche Hyäne;
Ach, sie kennt ja keine Thräne
Und sie plagt des Hungers Pein! . . .
Hungernd kann sie nimmer harren;
Sie durchbricht die Gräberbarren,
Um die Todten auszuscharren;
Doch — sie gräbt kein Leben ein!

Kriech' aus deiner Felsenkammer
Kühn hervor, erzürnte Schlange!
Du verstehst ja nicht den Jammer
Und die gramgebleichte Wange! . . .

Steinern Deine Brust und erzig,
Flieh, o Mensch, Du wuthentbrannter!
Lämmer noch vor Dir, — barmherzig
Sind der Schakal und der Panther!

Ach, in welchen teuflischen Geweben
Lagst Du, bleicher Unglückssohn? —
Hatten feile Mönche schon
Schuld und Mord voraus vergeben? —
Mutter! kennst Du nicht Dein Blut?
Unterm Herzen hat's geruht! ....
Welcher Erbe hat sein Gut
Ihm geraubt und Glück und Leben?
Bleiches Weib, erbebst Du nicht?
Sieh, das ist des Kindes Schatten!
Mann, das sind die Kerkermatten! ....
Euch, Euch selbst entflieht Ihr nicht
Tief im Schlamm der Meereswelle,
Unter schwarzem Berggerölle!
Denn Gedanken sind die Hölle
Und Gedanken das Gericht! —

Berg und Thäler, habt ihr Stimmen,
Nächte, sprecht ihr eine Sprache,
Wege, könnt ihr auch ergrimmen,
Ruft zum Mörderhaus die Rache!
Mond und Sternenhimmel, suche,
Die noch jetzt im Dunkel schleichen,
Die Beladnen mit dem Fluche,
Mit dem großen Kainszeichen!

Leucht' in jedes Dunkel, Sonnenfeuer,
Auf den Kerker, auf den Mord! —
Auf, ihr Vögel, eilet fort,
Auf, ihr wilden Rachegeier!
Ziehet mit dem stummen Graus,
Flattert hin von Haus zu Haus,
Spähet jeden Winkel aus,
Und entdeckt die Ungeheuer! . . . .
Und Du findest sie gewiß,
Wär's auch in der Kluft der Berge,
Wär's auch in der Nacht der Särge,
In dem Bett der Finsterniß;

Durch die Wachen zu der Schande
Dringst Du, bis zum Meeresstrande,
Bis hinauf zum Sternenlande,
Fürchterliche Nemesis! — —

Wär's auch auf dem Krankenbette,
Wär's auch in den Sterbestunden,
Zeig' den Mördern Hausers Kette,
Zeig' den Mördern Hausers Wunden;
Wenn sich Leib und Seele trennen,
Wecke sie vom Todtenschlafe,
Daß sie noch die Schuld bekennen,
Grausend vor der ew'gen Strafe! ....

Blasser Schläfer mit der Leichenrose,
Frieden Gottes Dir und Ruh! —
Nun im Licht erkennest Du,
Ach, von welchem Mutterschoose
Du zum Jammer warst gesandt,
Und das frühzerrißne Band,
Vater, Brüder, Heimathland,
Du, der Stille, Freudenlose.

Und Ihr Alle, die so gern
Sind gefolgt mit Lieb' und Klage
Seiner Spanne trüber Tage,
Seinem leidensvollen Stern,
Seht! wo Fromme nicht mehr trauern,
Nicht vor Mord und Kerkermauern
Und entmenschten Herzen schauern,
Ist er nun von Qualen fern.

Aermrer Bruder des Gefangnen
Frankreichs mit der Eisenlarve,
Hauser! Dir, dem Frühvergangnen,
Scholl das Lied der Trauerharfe.
Jüngling, der kein Heil gefunden,
Opfer, tausendfachmißhandelt,
Gott nun heilt Dir Deine Wunden,
Und — die Rachegöttin wandelt! *)

*) S. den Anhang.

Anhang.

Anhang.

Nicht allen Lesern des Gedichtes XLIII. ist wohl das Schicksal Hausers, des armen Findlings, genau bekannt. Einigen kam vielleicht, außer wenigen auf die Sache sich beziehenden Zeitungsnachrichten, nicht ein Mal eine einzige Schrift über den räthselhaften Unglücklichen zur Hand; Andern vielleicht nur eine ungründliche. Und dasjenige, was in dieser Hinsicht Manche blos den mündlichen Erzählungen Anderer verdanken, ist, auf leicht begreifliche Weise, selten Etwas Ganzes, ist und bleibt gewöhnlich nur eine lückenhafte, vielfach verfälschte Geschichte. — Darum diese Bogen als erklärender Anhang zu dem letzten tönenden Bild! Sie sollen das Wichtigste aus dem Traumleben des im Kerker gequälten und altgewordenen Kindes und des gemordeten kindheitlosen Jünglings vorführen. Wenn aber der geneigte Leser zugleich auch in dieser Zugabe eine nicht unbedeutende Anzahl Zeitungsnachrichten über Hauser gesammelt findet, so dürften ihm diese, wenigstens als Uebersicht von mancherlei Vermuthungen, wohl nicht unwillkommen seyn. Einige derselben sind zuverlässig nur Erfindungen. Doch auch im flüchtigen Wort, das anfangs so unbedeutend scheint, liegt eine Geistesgewalt, donnert oft plötzlich der fürchterliche Ruf der Eumenide in das Ohr des Schuldigen.

Und lauter immer wird die Frage
Und ahnend fliegt's mit Blitzesschlage
Durch alle Herzen: „Gebet Acht!
Das ist der Eumeniden Macht!"

Manche andere Berichte öffentlicher Blätter deuten auf unverkenntliche Spuren nach der Heimath des Verbrechens hin, — auf

einzelne abgerissene, hellgewordene Fäden in dem schwarzen Gewebe, — und schließen z. B. auch Ungarn rc. rc. in den Schauplatz der Handlung ein. Solche Bekanntmachungen müssen für mehr, als Hirngespinnste gehalten werden, wenn man erfährt, wie später hier umständlicher, daß mit denselben die Entdeckung, welche ein Officier, Herr von Pirch, an Hauser machte, in einen in so mancher Hinsicht herzerschütternden, grauenhaften Einklang tritt.

Verschwiegen ist die alte Zeugin, die Erde, mit ihren Klüften und Höhlen; verschwiegen die Mauer und das Thurmverließ mancher Vesten und der Kerker der Klöster und die geheime Fallthüre und die krumme, verborgene Treppe herrschender Schlösser. — Hier, so wie in manchem Winkel der Gehöfte niederer Hütten, erlischt in dumpfer, schwerer Moderluft mit einem Male die Fackel und der Nachforschende steht in undurchdringlicher Finsterniß. Aber der nieschlafende Argus, der hohe Himmel, blickt durch alle Dächer, in alle Fenster, in alle Winkel auf die scheuen Gestalten, und in ihre öden Stunden und nach den einsamen, matt erleuchteten Sterbebetten, und blitzt da in das gemarterte Gehirn der Verbrecher den langen Gedanken der Ewigkeit. Und nichts vermag dann ein summendes Mönchsgebet, ein Priestersegen, eine letzte Oelung, eine krampfhaft gerungene Hand. Mit seinen Centnerlasten Höllenangst kann das heiße, mordbeladene Herz nicht unter die Erde zur Ruhe, und das unvertilgbare Gewissen, wie festgeklammert in der Brust und im Gehirn, stöhnt dann Bekenntnisse. — Und die bisher stumme Erde kann nun, was sie wußte und jetzt wieder hörte, sie kann alles das Schreckliche nicht länger mehr für sich behalten: sie muß es der Sonne sagen, sie sagt es der Luft, und — die Berge und die laufenden Wasser und die Tiefen sprechen es heulend nach. Noch athmen Anstifter und Vollbringer der unerhörten Schandthaten, wenn auch manche auf ewig zum Schweigen gebracht sind. Die Werkmeister überleben gern ihre Werkzeuge. Stumm ist der Kirchhof zu Ansbach; stumm ist der Sarg, in welchem der lange gemarterte Jüngling, Hauser mit der tiefen, blutvollen Wunde, schläft: aber um das schuldige Haus in Deutschland kreist nun ewig der furchtbar lauernde Adler des Prometheus und der hellaugige, rauschende Nachtrabe der Nemesis! — —

Was nun die Quelle betrifft, der man am meisten vertrauen darf, so ist dies die Schrift des verstorbenen Staatsraths und Appellations-Gerichtspräsidenten von Feuerbach. Sie verdient anerkannter Weise vor allen andern den Vorzug. Ihr, als der zuverlässigsten und zwar actenmäßigen Darstellung unter dem Titel: „Kaspar Hauser. Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben des Menschen von Anselm Ritter von Feuerbach. Ansbach, bei J. M. Dollfuß 1832.“ — sind die wichtigsten Lebensmomente des aufgefundenen Fremdlings, welche nun folgen sollen, entnommen. Feuerbach war vom October 1829 an, nach dem bekannten fehlgeschlagenen Mordangriff auf Hauser, in dessen Angelegenheit untersuchender Richter. Wie begeistert derselbe aber für seine Sache, wie fähig er vor tausend Andern nicht blos als hochgefeierter Schriftsteller seines Faches und als ausübender Beamter, sondern auch als Mensch für das heilige Recht der Menschheit zu einem so wichtigen Geschäfte war: das mag hier eine Stelle seines Briefs an den Criminaldirector Hitzig in Berlin beweisen: „Wenn ich Sie nur „(so schreibt Feuerbach den 15. Mai 1830 an Hitzig) noch ein Mal wie„dersähe! was wollten wir Beide nicht über den allermerkwürdigsten „aller merkwürdigen Criminalprocesse, dergleichen in Jahrtausenden „vielleicht noch nicht ein einziges Mal vorgekommen, über meinen lie„ben wunderbar räthselhaften Findling, Caspar Hauser, verhandeln! „Seit Jahren ist er der erste und wichtigste Gegenstand meines Beob„achtens, Forschens und Sorgens, meiner höchsten Theilnahme als „Mensch, Gelehrter und Staatsbeamter. — — Wenn es im Saturn „menschenähnliche Wesen gäbe und, durch irgend ein Wunder, solch „ein Saturnbürger mitten in die weite und freie Reichsstadt Nürnberg „plötzlich herabversetzt würde, so wäre gewiß die Frage: woher? wel„cher Abkunft 2c. 2c., kein größeres Räthsel, als es bis jetzt noch die„selben Fragen bei Caspar Hauser sind. Es ist ein Phänomen, das „gleichsam aus sich selbst geboren, außer allem regelmäßigen Naturzu„sammenhang, in sich selbst abgeschlossen dasteht. — — — Es giebt „nicht Wenige, welche das große Räthsel auf die allereinfachste Weise „dadurch zu lösen sich berufen fühlen, daß sie behaupten: Caspar Hau„ser sei ein Betrüger und alles sei Betrug, und alle diejenigen, welche „das Gegentheil meinen, seien mindestens betrogen. Die so urtheilen,

„gehören zu den Menschen, die nichts für möglich halten, wozu sich „nicht in irgend einem §. irgend einer Polizei-Verordnung eine fest „bestimmte Rubrik auffinden läßt, oder zu jenen Reinverständigen, „welche alles ihnen Unbegreifliche auf der Stelle natürlich erklären, „aber so natürlich, daß ihre Erklärung noch eine weit größere Unbe„greiflichkeit ist, als das Räthsel, welches damit gelöst werden soll." — — —

Große Verdienste besonders um Aufklärung des Seelenlebens Hausers hat sich dessen ehemaliger Pflegevater, der Professor Daumer in Nürnberg durch seine Schrift: „Mittheilungen über Caspar Hauser. Von Georg Fr. Daumer, Gymnasialprofessor, Hausers ehemaligem Pflegevater. Nürnberg, im Verlag von Heinrich Haubenstricker 1832." erworben. Bemerkungen scharfsinniger Art, selbst nach Feuerbachs Urtheil, gab der königl. dänische Justizrath und Ritter von Dannebrog aus Altona, Schmidt von Lübeck, in zwei Heften vom Jahr 1831 und 1832. („Ueber Caspar Hauser, von Schmidt von Lübeck, ꝛc. ꝛc. Altona, bei Karl Aue.") Wenn indeß aus den eben erwähnten Heften, so wie aus Daumers vortrefflicher Schrift nur Einiges hier angeführt werden kann, so liegt die Schuld in dem beschränkten Raume dieser Blätter, welcher nur das Hauptsächliche zur Auswahl gestattet. Der Aufsatz des verstorbenen Hauptmannes in der königl. preußischen Leibgarde, des Herrn von Pirch, jener Beitrag höchst merkwürdiger Beobachtungen über Caspar Hauser, von denen schon oben die Rede war, ist den Annalen der Criminalrechts-Pflege des geistvollen Criminaldirectors Hitzig, der in denselben eine stehende Rubrik über den Findling eröffnete und von Feuerbach (nach der vorhin angeführten Briefstelle) so sehnlich ein Mal in der Nähe von Ansbach gewünscht wurde, als ganz wesentlich und als eine Mittheilung wunderbarer Erscheinungen, weiter unten in diesen beigegebenen Blättern fast vollständig abgedruckt.

Andere Werke, welche die Romannatur schon durch ihren Titel verrathen, so geistreich auch einige derselben geschrieben seyn mögen, führen den nicht sachkundigen Leser irre und in völlige Dunkelheit. Zu denselben gehört auch die Dichtung: „Das Leben im Leichentuch, Enthüllung eines argen Geheimnisses," welche in Berlin in diesem

Jahr erschienen ist. Alle Briefe, aus welchen sie besteht, bewegen sich in einem und demselben Zuschnitt der Schreibart, und werden doch für Originalbriefe ausgegeben. Wie sonderbar! — Bekannt ist es übrigens, daß selbst jene, den 27. Jul. 1828 wohl in der besten Absicht herausgegebene, Lebensgeschichte Hausers vom Bürgermeister Binder zu Nürnberg, aus einer kaum sechswöchentlichen Bekanntschaft mit dem Findling, dessen undeutliche Aeußerungen nur theilweise errathen wurden, geschöpft, — vom Publikum gierig aufgefaßt und so immer weiter fortgepflanzt, eine Menge von Mißverständnissen erregte. Für den Augenblick befriedigte sie den Heißhunger der Menge, die dankbar und ohne zweifelnden Blick die dargebotene Speise verschluckte. Kinder erzeugte diese Schrift hier und dort und alle trugen die einzelnen verführenden Male der zu frühe zur Welt gekommenen Mutter an sich. Ob endlich Gärniers Buch über Caspar Hauser, welches vor kurzem in Baden, wie das badensche Volksblatt sagt, verboten und unterdrückt seyn soll, mehr oder weniger Licht, als frühere Werke, über die große dunkle Frage verbreite, kann ich, da mir der Inhalt dieser Schrift noch fremd ist, nicht beurtheilen.

Der zweite Pfingsttag — so fängt Feuerbach seine Erzählung an, — gehört zu Nürnberg zu den vorzüglichsten Belustigungstagen, an welchen der größte Theil der Einwohner sich auf das Land und in die benachbarten Orte zerstreut. Die im Verhältniß zu ihrer dermaligen spärlichen Bevölkerung ohnehin sehr weitläufige Stadt wird dann, zumal bei schönem Frühlingswetter, so still und menschenleer, daß sie beinahe weit eher jener verzauberten Stadt in der Sahara, als einer rühriger Gewerbs- und Handelsstadt zu vergleichen wäre. Besonders in einigen von ihrem Mittelpunkte entfernteren Theilen kann dann leicht manches Geheime öffentlich geschehen, ohne darum aufzuhören geheim zu seyn.

So ereignete sich denn am zweiten Pfingsttage (26. Mai) 1828 Abends zwischen 4 und 5 Uhr Folgendes:

Ein Bürger, wohnhaft auf dem sogenannten Unschlittplatze (in der Nähe des wenig besuchten Hallerthörchens) weilte noch vor seinem Hause, um von da vor das sogenannte neue Thor zu gehen, als er, sich

umsehend, nicht weit von sich einen als Bauernburschen gekleideten jungen Menschen gewahr wurde, welcher in höchst auffallender Haltung des Körpers dastand, und, einem Betrunkenen ähnlich, sich vorwärts zu bewegen mühte, ohne gehörig aufrecht stehen und seine Füße regieren zu können. Der erwähnte Bürger nahte sich dem Fremdling, der einen Brief ihm entgegen hielt, mit der Aufschrift:

„An Titl. Hrn. Wohlgebohrner Rittmeister bei 4ten Esgataron bei 6ten Schwolische Regiment

Nürnberg.“

Da der bezeichnete Rittmeister in der Nähe des neuen Thores wohnte, so nahm jener Bürger den fremden Burschen dahin mit sich an die Wache, von wo er zu der ganz nahe liegenden Wohnung des damals die 4te Escadron des bezeichneten Regiments befehligenden Rittmeisters von W. gelangte *).

---

*) Ueber die näheren Umstände, wie Kaspar mit dem erwähnten Bürger vom Unschlittplatze bis zur Wache und von da bis zur Wohnung des Rittmeisters von W. gekommen, sind die Acten theils so lückenhaft und unbefriedigend, theils bezüglich angegebener Umstände so sehr den Zweifeln historischer Kritik unterworfen, daß ich mich in obiger Erzählung sehr kurz fassen zu dürfen glaubte. So gibt z. B. jener Bürger an: nachdem er unterwegs mit K. ein Gespräch anzuknüpfen gesucht und ihn über manches befragt, habe er endlich bemerkt, daß K. von allem nichts wisse und gar keinen Begriff habe, weshalb er dann nichts mehr zu ihm gesprochen. Hiernach zeigte sich ihm also K. eben so, wie noch denselben Abend bei dem Herrn Rittmeister von W. und später auf der Wachtstube, dann an den folgenden Tagen und Wochen. Gleichwohl erzählt zugleich jener Bürger: K. habe auf die Frage, woher er komme? geantwortet: „von Regensburg.“ Ferner: als er mit K. zum neuen Thor gekommen, habe dieser gesagt: Dôs is gewiß erst baut worn, weil mer's neu Thor heißt“ u. s. w. — Daß Zeuge dieses und dergleichen gehört zu haben glaubt, ist mir eben so wenig zweifelhaft, als dies: daß es K. nicht gesagt hat. Alles Folgende gibt dafür den unumstößlichsten Beweis. Aus der stehenden Redensart Kaspars: „Reutå wåhn, wie mei Vottå wåhn is“ konnte sein Führer, der diesem Simpel, wofür er ihn hielt, gewiß nur halbe Ohren lieh, gar wohl jene Worte herauszuhören glauben. — Ueberhaupt aber sind die in dieser Sache erwachsenen Polizei-Acten auf eine solche Weise geführt, enthalten so viele Widersprüche, nehmen vieles gar so leicht, sind in einigen ihrer wesentlichsten Bestandtheile ein so arger Anachronismus, daß sie als Geschichtsquelle nur mit großer Vorsicht benutzt werden können. F.

In Betreff dieser Unvollkommenheit der Polizeiacten und des also nicht mehr zu ermittelnden Augenblicks, in welchem Hauser von jenem Bürger

Dem die Hausthür öffnenden Bedienten des von W. trat er, den Hut auf dem Kopf, seinen Brief in der Hand haltend, mit den Worten entgegen: „ä sechtene möcht ih wähn, wie mei Vottä wähn is.“ Der Bediente fragte ihn: was er wolle? wer er sey? woher er komme? Aber der Fremde schien von allen Fragen keine zu verstehen, und es erfolgten immer nur die Worte: „ä sechtene möcht ih wähn, wie mei Vottä wähn is,“ oder „Woas nit!“ Er war, wie der Bediente des Rittmeisters in seinem Verhör als Zeuge aussagte, so ermattet, daß er nicht sowohl ging, als „herumschweifte.“ Weinend, mit dem Ausdruck heftigen Schmerzes, deutete er auf seine unter ihm brechende Füße, und schien an Hunger und Durst zu leiden. Man reichte ihm ein Stückchen Fleisch; doch kaum hatte der erste Bissen seinen Mund berührt, als er ihn, sich schüttelnd, unter heftigen Zuckungen seiner Gesichtsmuskeln, mit sichtbarem Entsetzen wieder von sich spie. Dieselben Zeichen des Abscheus, als man ihm ein Glas Bier gebracht und er davon einige Tropfen gekostet hatte. Ein Stück schwarzen Brodes und ein Glas frischen Wassers verschlang er mit heißer Begier und äußerstem Wohlbehagen. Was man unterdessen mit ihm noch versuchte, um über seine Person und sein Hierherkommen etwas zu erfahren, war vergebliche Mühe. Er schien zu hören, ohne zu verstehen, zu sehen, ohne etwas zu bemerken, sich mit den Füßen zu bewegen, ohne sie zum Gehen ge-

---

gesehen wurde, bemerkt Schmidt von Lübeck Folgendes nicht mit Unrecht. Feuerbach, (sagt er im Zweiten Heft. S. 9.) hebt, so wie alle übrigen, die bisher über die Sache geschrieben haben, die erwiesene und auf constatirten Thatsachen beruhende Geschichte Kaspar Hausers um eine bedeutungsvolle halbe Stunde zu früh an. Diese halbe Stunde, die noch nicht gehörig aufgeklärt worden ist, kann auch noch nicht der Geschichte angehören. Der Anfang der erweislichen Hauserschen Geschichte kann nur so lauten: Am Pfingstmontage, den 26. Mai 1828, erschien in der Stadt Nürnberg gegen 5 Uhr Nachmittags an der Wache bei dem neuen Thore daselbst der Nürnberger Bürger N. N. in Begleitung eines als Bauerburschen gekleideten jungen Menschen, der einen versiegelten Brief an die Adresse u. s. w. bei sich führte. Der Nürnberger Bürger N. N. gab an, daß er diesen jungen Menschen unweit seiner eigenen Wohnung am Unschlittplatze beim Herausgehen aus dem Hause, um sich vor das neue Thor zu begeben, gefunden habe, u. s. w. Statt dessen hebt die Feuerbachsche Erzählung, das zu Erweisende als erwiesen voraussetzend, also an: „Es ereignete sich in Nürnberg am zweiten Pfingsttage, 26. Mai 1828, Abends zwischen 4 und 5 Uhr Folgendes ꝛc. ꝛc.“ W.

brauchen zu können. Seine Sprache waren meistens Thränen, Schmerzenslaute, unverständliche Töne oder die häufig wiederkehrenden Worte: „Reutä wähn, wie mein Vottä wähn is.“ Im Hause des Rittmeisters hielt man ihn bald nur für einen wilden Menschen, und führte ihn, bis zur Heimkunft des Hausherrn, in den Pferdestall, wo er sogleich auf dem Stroh sich ausstreckte und in tiefen Schlaf versank. —

Er hatte schon mehrere Stunden fortgeschlafen, als der Rittmeister nach Hause kam und sogleich in seinen Pferdestall ging, um den wilden Menschen zu sehen, von dem seine Kinder ihm, beim Willkommen, so viel Seltsames erzählt hatten. Noch lag dieser im tiefsten Schlaf. Man suchte ihn zu erwecken, man rüttelte, schüttelte, stieß ihn; aber vergebens. Man riß ihn vom Boden auf und suchte ihn auf die Füße zu stellen; aber er schlief fort, ähnlich einem Scheintodten, der nur noch durch seine Lebenswärme von dem wirklich Todten sich unterscheidet. Endlich, nach vielen, dem Schlafenden fühlbaren Mühen, schlug er die Augen auf, ermunterte sich, sah den Rittmeister in seiner bunten glänzenden Uniform, die er, wie es schien, mit kindischem Wohlgefallen betrachtete, und stöhnte dann sein: Reutä ꝛc. ꝛc.

Herr von W. kannte den fremden Burschen eben so wenig, als er dem ihm mitgebrachten Brief irgend eine auf ihn bezügliche Deutung zu geben wußte. Da nun auch mit Fragen nichts aus ihm herauszubringen war, als: „Reutä wähn“ ꝛc. ꝛc. oder „woas nit:“ so blieb nichts anders übrig, als die Lösung des Räthsels, so wie die Sorge für die Person des fremden Unbekannten der städtischen Polizei zu überlassen. Somit wurde derselbe dahin abgeführt. „Was ich,“ sagte Herr v. W. in seiner spätern gerichtlichen Vernehmung, „bezüglich der geistigen Bildung dieses Menschen wahrzunehmen in Stande war, so verrieth er den Zustand gänzlicher Verwahrlosung oder einer Kindheit, die mit seiner Größe contrastirte.“

Gegen 8 Uhr Abends war der Weg zur Polizei — für seinen Zustand ein Marterweg — zurückgelegt. In der Wachtstube befanden sich außer einigen Unterbeamten mehre Polizeisoldaten. Allen hier Anwesenden fiel der fremde Bursche ebenfalls als eine seltsame Erscheinung auf, bei der man nicht sogleich mit sich einig werden konnte, unter welche der gangbaren Polizei-Rubriken sie zu stellen seyn möchte.

die an ihn gerichteten polizeilichen Amtsfragen: wie heißt er? weß Standes und Gewerbs? woher kommt er? warum ist er hier? wo ist sein Reisepaß? und dergl. wollten durchaus nicht an ihm verfangen. „Ae Reutä wähn, wie mei Vottä wähn is," oder: „woas nit" oder, was er ebenfalls in weinerlichem Tone öfters wiederholte: „Hoam weissa!" waren die einzigen Worte, die er bei den verschiedensten Veranlassungen vorbrachte *). Wo er sei, schien er nicht zu wissen oder zu ahnen. Er verrieth weder Furcht, noch Befremden, noch Verlegenheit, vielmehr eine fast thierische Stumpfheit, welche die Außendinge entweder gar nicht bemerkt, oder gedankenlos anstarrt und an sich vorüber gehen läßt, ohne von ihnen berührt zu werden. Seine Thränen, sein Wimmern, wobei er immer auf seine wankende Füße deutete, sein unbeholfenes und dabei kindlich kindisches Wesen gewannen ihm bald das Mitgefühl der Anwesenden. Ein Soldat brachte ihm ein Stück Fleisch und ein Glas Bier; aber, wie im W**schen Hause, wies er beides mit Grauen von sich und aß nur Brod zu frischem Wasser. Ein anderer gab ihm eine Münze; er zeigte darüber die Freude eines kleinen Kindes, spielte damit und schien, indem er mehrmals: Roß! Roß! sagte und mit der Hand gewisse Bewegungen machte, das Verlangen auszudrücken, diese Münze einem „Roße" anzuhängen. Sein ganzes Wesen und Benehmen zeigte an ihm ein kaum zwei- bis dreijähriges Kind in einem Jünglingskörper. Die meisten dieser Polizei-Männer waren nun darüber getheilt, ob man ihn für einen Blöd- oder Wahnsinnigen oder für einen Halbwilden halten solle. Der eine und andere meinte jedoch: es wäre wohl möglich, daß in diesem Buben ein feiner Betrüger stecke, eine Meinung, welche durch folgenden Umstand einen nicht geringen Schein für sich gewann. Man kam auf den Einfall zu versuchen, ob er vielleicht schreiben könne, gab ihm eine Feder mit Tinte, legte einen Bogen Papier vor ihm hin und forderte ihn auf zu schreiben. Er schien darüber Freude zu bezeigen, nahm die Feder nichts

*) Mit diesen Redensarten, namentlich dem: „Reutä wähn" ꝛc. verband er, wie sich späterhin ergab, keinen besondern Sinn; es waren nichts, als papageienmäßig eingelernte Töne, die er als gemeinsame Ausdrücke für alle seine Vorstellungen, Empfindungen und Begehrungen gebrauchte.

weniger, als ungeschickt, zwischen seine Finger und schrieb, zu aller Anwesenden Erstaunen, in festen, leserlichen Zügen, den Namen:

Kaspar Hauser.

Er wurde jetzt weiter aufgefordert, auch den Namen des Orts beizusetzen, von welchem er herkomme. Aber er that hierauf nichts weiter, als daß er wieder sein: „Hoam weissă," sein: „woas nit" hervorstöhnte.

Da vor der Hand nichts weiter mit ihm anzufangen war, überließ man das Uebrige der Zeit und übergab ihn einem Polizeidiener, der ihn auf den für Polizeisträflinge, Vagabunden ꝛc. ꝛc. bestimmten Thurm des Vestner Thors brachte. Auf diesem verhältnißmäßig kurzen Weg sank er fast bei jedem Schritt — wenn sein Tappen ein Schreiten genannt werden konnte — ächzend zusammen. In dem Areststübchen angekommen, — wo er einen andern Polizeigefangenen zum Gesellschafter hatte, — verfiel er auf seinem Strohsack sogleich in den tiefsten Schlaf.

Kaspar Hauser — diesen Namen hat er bis jetzt beibehalten — trug, als er nach Nürnberg kam, auf dem Kopf einen runden, mit gelber Seide gefütterten, mit rothem Leder besetzten, etwas groben Filzhut, von städtischer Form, in welchem das halbausgekratzte Bild der Stadt München zu sehen ist. Die Zehen seiner nackten Füße sahen aus ganz zerrissenen, ihm nicht anpassenden, mit Hufeisen und Nägeln beschlagenen Halbstiefeln mit hohen Absätzen hervor. Um seinen Hals war eine schwarzseidene Halsbinde geschlungen. Ueber einem groben Hemde *) und einer schon ausgewaschenen, rothgetupften, zeuchenen Weste trug er eine grautuchene Jacke, welche die Bauersleute Janker oder Schalk zu nennen pflegen, welche aber, wie sich erst später bei genauerer Betrachtung und nach Untersuchung von Sachverständigen ergab, der Schneider ursprünglich zu keiner Bauernjacke zugeschnitten hatte; sie war ehemals, wie schon der liegende Kragen zeigt, ein

---

*) Welches unbesonnener Weise, angeblich wegen seiner schlechten Beschaffenheit, sammt den Stiefeln gleich in der ersten Zeit hinweggeworfen wurde! So verfuhr man mit Sachen, welche als Anzeigen äußerst wichtig werden konnten! F.

Frack, dem man die Hintertheile abgeschnitten und dessen obere Hälfte eine der Schneiderei unkundige Hand mit groben Stichen wieder zusammengeheftet hatte. Auch die etwas feineren, gleichfalls grautuchenen Pantalons, wie Reithosen zwischen den Beinen mit demselben Tuche besetzt, gehörten wohl ursprünglich eher einem Bedienten, Reitknecht oder Förster und dergl., als einem Bauern. Kaspar trug ein weißes rothgegittertes Schnupftüchlein bei sich, mit den Buchstaben K. H. roth gezeichnet. Außer einigen blau und weiß geblümten Lappen, einem deutschen Schlüssel und einem Papier mit etwas Goldsand — den wohl Niemand in Bauernhütten sucht — fand sich in seiner Tasche ein kleiner hörnerer Rosenkranz und ein ziemlicher Vorrath geistlichen Segens; nämlich, außer geschriebenen katholischen Gebeten, mehre geistliche Druckschriften, wie sie häufig im südlichen Deutschland, zumal an Wallfahrtsorten, der gläubigen Menge für gutes Geld geboten werden, — einige ohne Druckort, andere mit den Druckorten: Altöttingen, Burghausen, Salzburg, Prag. Ihre auferbaulichen Titel heißen z. B. „Geistliche Schildwacht," — „Geistliches Vergißmeinnicht," — „Ein sehr kräftiges Gebet, wodurch man sich aller heiligen Messen 2c. theilhaftig machen kann," — „Gebet zum heiligen Schutzengel," — „Gebet zum heiligen Blut" u. s. w. Eines dieser köstlichen Geisteswerklein, betitelt: „Kunst, die verlorne Zeit und übel zugebrachten Jahre zu ersetzen," (ohne Jahrzahl) scheint auf das bisherige Leben dieses Jünglings, wie er es späterhin erzählte, höhnend anzuspielen. Daß nicht blos weltliche Hände bei dieser Begebenheit mit im Spiele seyen, ließ sich, nach den mitgebrachten geistlichen Gaben, nicht wohl bezweifeln. —

Der an den ungenannten Rittmeister der 4. Escadron des 6. Chevauxlegers-Regiments addressirte Brief, mit welchem in der Hand Kaspar zu Nürnberg auftrat, war nach Form und Inhalt folgender:

„Von der Bayerschen Gränz daß Orte
ist unbekannt 1828.

Hochwohlgebohner Hr. Rittmeister!

„Ich schücke ihner ein Knaben der möchte seinen König getreu
„dienen verlangte Er, dieser Knabe ist mir gelegt worden, 1812

„den 7 Ocktober, und ich selber ein armer Taglöhner, ich habe „auch selber 10 Kinder, ich habe selber genug zu thun daß ich „mich fortbringe, und seine Mutter hat nur um die erziehung „daß Kind gelegt, aber ich habe sein Mutter nicht erfragen kön„nen, jetzt habe ich auch nichts gesagt, daß mir der Knabe ge„legt ist worden, auf dem Landgericht. Ich habe nur gedenkt „ich müßte ihm für mein Sohn haben, ich habe ihm Christlichen „erzogen, und habe ihn Zeit 1812 Keinen Schritt weit aus dem „Haus gelassen daß kein Mensch nicht weiß davon wo Er auf „erzogen ist worden, und Er selber weiß nichts wie mein Hauß „Heißt und daß ort weiß er auch nicht, sie derfen ihm schon fra„gen er kann es aber nicht sagen, daß lessen und schreiben habe „ich ihm schon gelehrt er kann auch meine Schrift schreiben wie „ich schreibe, und wan wir ihm fragen was er werde, so sagte „er will auch ein Schwolische werden waß sein Vater gewesen „ist, Will er auch werden, wen er Eltern häte, wie er keine „hate wer er ein gelehrter bursche worden. Sie derfen im nur „was zeigen, so kan er es schon,

„Ich habe im nur bis Neumark geweißt da hat er selber „zu ihnen hingehen müssen ich habe zu ihm gesagt wenn er ein„mal ein Soldat ist, kome ich gleich und suche ihm heim sonst „häte ich mich von mein Hals gebracht.

„Bester Hr. Rittmeister sie derfen ihm gar nicht tragtiren „er weiß mein Orte nicht wo ich bin, ich habe im mitten bei „der nacht fort gefürth er weiß nicht mehr zu Hauß,

„Ich empfehle mich gehorsamt Ich mache mein Namen nicht „Kentbar den ich Konte gestraft werden,

„Und er hat kein Kreuzer Geld nicht bei ihm weil ich sel„ber nichts habe wen Sie im nicht Kalten (behalten) so müssen „Sie im abschlagen oder in Raufang auf henggen."

Es lag diesem Briefe zugleich folgender mit lateinischen Buchstaben, jedoch wahrscheinlich von derselben Hand, geschriebener Zettel bei:

„Das Kind ist schon getauft Sie heist Kasper in (d. h. ei„nen) Schreibname misen Sie im Selber geben das Kind

„moechten Sie aufziehen Sein Vater ist ein Schwolische ge-
„wesen wen er 17 Jahr alt ist so schicken Sie im nach Nirn-
„berg zu 6ten Schwolische Regiment da ist auch sein Va-
„ter gewesen ich bitte um die erziehung bis 17 Jahre gebo-
„ren ist er im 30 Aperil 1812 im Jaher ich bin ein armes
„Mägdlein ich kan das Kind nicht ernehren sein Vater ist
„gestorben *)."

---

*) In Hitzigs Annalen findet sich noch folgender wichtige Beisatz: „Das Siegel, womit der Brief roth verschlossen war, scheint ein Handwerkssiegel gewesen zu seyn; beim Oeffnen des Briefs wurde es aber zu sehr verletzt, als daß man dessen ursprüngliche Beschaffenheit erkennen konnte. Die darauf befindlichen Buchstaben, welche man noch für ein

G. J. R. oder G. T. R.

halten kann, sind ohne Zweifel, damit sie unkenntlich würden, nach dem Einsiegeln heraus- oder abgekratzt worden. Durch Vergleichung der Handschrift des im Brief selbst eingeschlossenen, auf ein Octavblättchen geschriebenen, Zettels mit der Handschrift des Briefes ergiebt sich, wenn gleich jener mit lateinischen, dieser mit deutschen Buchstaben geschrieben ist, eine große Aehnlichkeit zwischen beiderlei Schriftzügen.

Auch sind beide offenbar mit ein und derselben Dinte geschrieben, und es geht daraus hervor, daß der Zettel nicht schon vor 16 Jahren, sondern erst neu geschrieben und folglich erdichtet ist. Denn wäre der Zettel 16 Jahr älter, als der Brief, so müßte die Dinte eine ganz andere Farbe, als die im Briefe, angenommen haben. Dies scheint der übrigens schlaue, bösartige Betrüger nicht erwogen zu haben.

Das Wasserzeichen im Papiere heißt: J. Reindel, welcher eine Papiermühle in Mühldorf, Königlichen Landgerichts Schwabach im Rezatkreise, besitzt, wenn es nicht auch irgendwo anders noch einen Papierfabrikanten dieses Namens giebt." —

Schmidt von Lübeck (Heft von 1832. Seite 2 u. f.) schließt, daß der unbekannte Briefsteller zu einem feinen, consequent durchgeführten Betruge völlig unfähig, und nur ein einfältiger Betrüger sey, der nur auf den Zweck allein die Fassung des Briefes berechnet habe: den Kaspar Hauser unter die Reiter zu stecken. Seine Behauptung stützt er auf 8 Gründe, die hier wörtlich und der Reihe nach stehen mögen. „1) Die absichtlich ins Grelle getriebene Unrichtigkeit in Styl und Rechtschreibung. Solcher Uebertreibungen, die bei klugen Leuten Verdacht erregen, bedienen sich nur halbkluge Betrüger. 2) Die lateinische Buchstabenschrift des eingelegten Zettels, angeblich von der Mutter. Welches Mädchen aus den untern Classen in Deutschland bedient sich der lateinischen Schrift? Dieser Kunstgriff, um die Identität der Handschrift des Briefes zu verbergen, ist unüberlegt. 3) Jeder nur etwas habile Betrüger würde zu dem, angeblich 16 Jahr alten Zettel auch ein älteres Papier und eine ältere Dinte genommen haben, als zu den 16 Jahre jüngern Briefe. 4) Der feine Betrüger, der den Styl eines Taglöh-

Kaspar Hauser war bei seinem Erscheinen zu Nürnberg 4 Schuhe, 9 Zoll groß, und mochte damals in seinem 16 — 17. Jahre stehen. Ein

ners nachahmen will, weis auch Haltung in denselben zu bringen, und fällt nicht aus der Rolle. Das versteht unser Briefsteller nicht. Die Redensart, „wenn er Eltern hätte, wie er keine hat," paßt ganz und gar nicht zu der übrigen corrupten und gemeinen Sprache. 5) Die ihm wider Willen entfahrne Aeußerung: „ich hätte mich sonst von meinem Hals gebracht," verräth einen wahren Einfaltspinsel. Woher denn, möchten wir ihn fragen, dieser hohe Grad der Straffälligkeit? Er hat ja, wie er uns in dem Briefe glauben machen will, weiter nichts gethan, als einen ihm gelegten und unbekannten, 5½ Monat alten Knaben an Kindesstelle angenommen und christlich erzogen, und will denselben jetzt, da er erwachsen ist, in Königs Dienst bringen. Das alles ist ja gut und löblich, und verdient eher Belohnung, als Strafe. Das Einzige, was er sich vorwirft, besteht darin, daß er dem Landgerichte keine Anzeige davon gemacht hat. Das aber, und das allein kann unmöglich in Baiern den Hals kosten. Daß er den Knaben eingesperrt hat, bekennt er auch nicht, sondern erwähnt nur, daß er ihn nicht aus dem Hause gelassen habe. Wo ist hier, nach seiner Darstellung, ein halskostendes Verbrechen? Das Wahre ist, daß unserm Unbekannten unbesonnener Weise das Bekenntniß eines verheimlichten Bubenstücks anderer Art entfährt. 6) Das Mährchen von dem Findlinge ist gar zu unglaubhaft dargestellt. Ein armer Taglöhner, der nichts zu leben und dabei 10 Kinder hat, nimmt das halbjährige Kind einer ungekannten Person an, um es zu ernähren und zu erziehen, und verheimlicht dies Werk der Barmherzigkeit sans rime et sans raison vor der Obrigkeit 16 lange Jahre, und versteckt das Kind während dieser im Hause, daß es von niemand gesehen wird. Auch von seiner eigenen Familie nicht? Wie ist das möglich in einer Taglöhner-Wohnung, und wie stimmt das zu der übernommenen Erziehung? Ein feiner Betrüger würde das Mährchen viel glaubhafter ausstaffirt haben. 7) Der Briefsteller will glauben machen, daß er den Brief von der baierischen Grenze geschrieben, und daß er den jungen Menschen bis Neumark geführt habe. Er fängt dies aber so unbehülflich an, daß man fast über die Lüge hinstolpern möchte. So nah legt er sie in den Weg. Die Ueberschrift des Briefes nämlich lautet von der baierischen Grenze, und am Schlusse desselben heißt es: „ich habe ihn bis Neumark gebracht." Der Betrüger ist nicht fein genug, den Widerspruch dieser beiden Angaben zu fühlen. 8) In dem angelegten Zettel heißt es: „geboren ist er im 30. April 1812 im Jaher." Der Zusatz: 1812 im Jahr, verräth einen Stümper in der Documenten-Verfälschung. Niemand sagt in der Mitte Octobers von einem 5½ Monate alten Kinde, es ist in dem und dem Jahre geboren. Jeder sieht von selbst, daß es im laufenden Jahre geboren ist. Das Wort Jahr wird in Schriften und in der Rede der ausgesprochnen Jahreszahl immer erst nach Verlauf einer langen Zeit beigefügt. Wäre der Zettel wirklich im Jahre 1812 geschrieben worden, so hätte es heißen müssen: geboren ist er den 30. April, oder höchstens den 30. April dieses Jahrs. Allein im Jahre 1828, wo der Zettel wirklich geschrieben worden ist, konnte wol einem einfältigen Betrüger ein solcher lapsus judicii begegnen." W.

ganz dünner Flaum überzog Kinn und Lippen, die sogenannten Weisheitszähne fehlten noch und sind erst im Jahr 1831 hervorgebrochen. Seine hellbraunen, sehr feinen Haare, bäuerlich zugeschnitten, kräuselten sich in kleine Locken. Sein Körperbau, untersetzt und breitschulterig, zeigte ein vollkommenes Ebenmaß, ohne irgend ein sichtbares Gebrechen. Seine Haut war sehr weiß und fein; seine Gesichtsfarbe nicht eben blühend, doch auch nicht krankhaft; seine Glieder zart gebaut; die kleinen Hände schön geformt; eben so die Füße, welche keine Spur zeigten, daß früher ein Schuh sie beengt oder gedrückt habe. Die Fußsohlen waren ohne Hornhaut, so weich, wie das Innere einer Hand, und über und über mit frischen Blutblasen bedeckt, deren Spuren noch mehrere Monate später zu sehen waren. An beiden Armen zeigten sich die Narben der Impfung; an seinem rechten Arm fiel eine noch mit frischem Schorf bedeckte Wunde auf, die, wie Kaspar späterhin erzählte, von einem Schlag mit einem Stock (oder Stück Holz) herrührte, welchen der Mann, „bei dem er immer gewesen," ihm gegeben, als er einmal zu viel Lärm gemacht habe. Sein Gesicht war damals sehr gemein und, wenn es in Ruhe war, fast ohne Ausdruck; die untern Theile traten etwas vor, was ihm ein thierisches Ansehen gab. Auch der stiere Blick seiner bläulichen, übrigens klaren, hellen Augen hatte den Ausdruck thierischer Stumpfheit *). Seine Gesichtsbildung änderte sich nach einigen Monaten gänzlich; der Blick gewann Ausdruck und Leben, die hervorragenden untern Theile des Gesichts traten mehr zurück, und die frühere Physiognomie war kaum wieder zu erkennen. Sein Weinen bestand in der ersten Zeit in einem häßlichen Verzerren des Mundes; bewegte aber irgend etwas Angenehmes sein Gemüth, so verbreitete sich über seine Miene eine lieblich lächelnde, alle Herzen gewinnende Freundlichkeit, der unwiderstehliche Reiz der Freude eines unschuldigen Kindes. Seine Hände und Finger wußte er so gut wie gar nicht zu gebrauchen. Die Finger spreizte er steif und gerade hin weit auseinander, mit Ausnahme des Zeigefingers und Daumens, deren Spitzen er

*) Der Verfasser dieses äußerte damals den Wunsch, es möge Kaspars Gesicht von einem geschickten Porträtmaler gezeichnet werden, weil jenes sich gewiß bald verändern werde. Jener Wunsch blieb unerfüllt, diese Vermuthung wurde aber bald wahr. F.

gewöhnlich auf die Weise zusammenhielt, daß sie einen Zirkel bildeten. Wo andere Menschen nur einige Finger brauchen, bediente er sich der ganzen Hand, die auf die ungeschickteste, verkehrteste Weise ihr Geschäft verrichtete. Sein Gang, ähnlich dem eines Kindes, das am Laufband seine ersten Versuche macht, war nicht sowohl ein Gehen, als ein watschelndes, schwankendes Tappen, eine peinliche Mittelbewegung zwischen Fallen und Aufrechtstehen. Statt beim Gehen mit der Ferse zuerst aufzutreten, setzte er mit gehobenen Beinen Ferse und Vorderfuß zugleich auf den Boden und stolperte, die Füße einwärts gekehrt, mit überhängendem Oberleib und weit von sich hinweggestreckten Armen, die er als Balanzirstange zu gebrauchen schien, langsam schwerfällig vor sich hin. Oefters fiel er in seinem Zimmerchen, bei geringem Hinderniß oder Anstoß, der Länge nach zu Boden. Beim Auf- und Absteigen von Treppen mußte er, noch lange nach seiner Ankunft, immer geführt werden. Und noch jetzt ist es ihm, ohne zu fallen, nicht möglich, auf dem einen Fuß zu stehen, den andern zu heben, zu biegen oder auszustrecken *).

Bei einer erst noch im Jahr 1830 vorgenommenen gerichtsärztlichen Besichtigung der Leibesbeschaffenheit Kaspar Hausers ergaben sich, unter andern, folgende höchst merkwürdige Eigenthümlichkeiten, die auf sein Leben und sein Schicksal ein helles Licht zurückwerfen. „Das „Knie," sagt das Gutachten des Doctor Osterhausen, „hat eine besondere „regelwidrige Bildung. Bei Streckung des Unterschenkels tritt in der „Regel die Kniescheibe hervor; bei Hauser aber liegt sie in einer beträchtlichen Vertiefung. Regelmäßig heften sich die vier Streckmus„keln des Unterschenkels, als der äußere und innere große, der gerade „und tiefe Unterschenkelstrecker (musculus vastus externus et internus, „m. femoris et cruralis) mit einer gemeinschaftlichen Sehne, nachdem „sie sich mit der Kniescheibe verwebt hat, an den Höcker des Schienbeins „an; hier aber ist die Sehne getrennt und die Sehnen des äußern und „innern großen Schenkelstreckers (m. vastus externus et internus) ge-

*) Das ganze bisher gegebene Signalement ist, nach Feuerbachs eigenen Worten, nicht etwa aus den Polizeiacten genommen, denn hier fand sich kein solches; sondern aus Feuerbachs eigenen Beobachtungen und den schriftlich aufgezeichneten Bemerkungen anderer glaubwürdigen Personen. W.

„hen an der äußern und innern Seite des Schienbeinknorrens herab, „heften sich unter diesem an das Schienbein an, und zwischen ihnen „liegt die Kniescheibe. Hierdurch und da diese Sehnen ungewöhnlich „stark ausgewirkt sind, entsteht jene Vertiefung. Wenn er mit aus„gestrecktem Ober- und Unterschenkel, in horizontaler Lage auf dem „Boden sitzt, so bildet der Rücken mit der Beugung des Oberschenkels „einen rechten Winkel und das Kniegelenk liegt in gerader Streckung „so fest auf dem Boden, daß am Kniebug nicht die geringste Höhlung „zu bemerken und kaum ein Kartenblatt unter die Kniekehle zu schie„ben ist."

Das Befremdende an K. H. bei seinem ersten Erscheinen zu Nürnberg gestaltete sich in den nächsten Tagen und Wochen zu einem dunkeln grauenhaften Räthsel, zu dessen Lösung man in mancherlei Vermuthungen vergebens den Schlüssel suchte. Nichts weniger, als blöd- oder wahnsinnig, dabei so sanft, folgsam und gutartig, daß Niemand versucht werden konnte, diesen Fremdling für einen Wilden oder unter den Thieren des Waldes aufgewachsenen Knaben zu halten, zeigte sich an ihm — jene stets wiederkehrenden Redensarten ausgenommen — ein so vollständiger, nur dem Zustand eines Pescherä vergleichbarer, Mangel an Worten und Begriffen, eine so gänzliche Unbekanntschaft mit den gemeinsten Gegenständen und den alltäglichen Erscheinungen der Natur, solch eine Gleichgültigkeit, solch ein Abscheu gegen alle Gewohnheiten, Bequemlichkeiten und Bedürfnisse des Lebens, dabei so außerordentliche Eigenthümlichkeiten in seinem ganzen geistigen, sittlichen und physischen Wesen, daß man sich in die Wahl versetzt glauben konnte, ob man ihn für einen durch irgend ein Wunder auf die Erde herabgesetzten Bürger eines anderen Planeten, oder für jenen Menschen des Plato nehmen solle, der, unter der Erde geboren und aufgewachsen, erst im Alter der Reife auf die Oberwelt zum Licht der Sonne heraufgestiegen.

Kaspar zeigte beständig gegen alle Speisen und Getränke, außer trockenem Brod und Wasser, den heftigsten Widerwillen. Nicht nur

der Genuß, sondern auch der bloße Geruch unserer gewöhnlichen Speisen erregte ihm Schauder oder noch mehr; ein Tröpfchen Wein, Kaffe und dergl., heimlich unter sein Wasser gemischt, verursachte ihm Angstschweiß, Erbrechen und heftiges Kopfweh *). —

Es versuchte Jemand irgendwo, ihm etwas Brandwein, unter dem Vorwand es sei Wasser, aufzudringen. Als man ihm das Glas an den Mund brachte, sank er erbleichend um, und wäre rückwärts in eine Glasthüre gefallen, wenn man ihn nicht aufgefangen hätte. — Als er einmal von dem Gefangenwärter war genöthigt worden, etwas Kaffe in den Mund zu nehmen, wovon er kaum einen Tropfen verschluckt haben mochte, bekam er mehrmaligen Durchfall. — Von einigen Tropfen stark mit Wasser vermischten Waizenbiers bekam er heftige Schmerzen im Magen und Hitze im ganzen Körper, wobei er über und über von Schweiß triefte, dann Frostschauder, mit Kopfweh und starkem Aufstoßen. — Sogar Milch, gesottene wie ungesottene, mundete ihm nicht und erregte ihm widerliches Aufstoßen. — Man hatte ihm einst in sein Brod etwas Fleisch versteckt; er roch dieses sogleich und bezeigte dagegen seinen lebhaften Abscheu; gleichwohl nöthigte man ihn es zu essen, worauf er äußerst leidend wurde.

Bei Nacht, die für ihn regelmäßig mit Untergang der Sonne anfing und mit ihrem Aufgang endigte, lag er auf seinem Strohsacke; bei Tag saß er, die Füße gerade vor sich ausgestreckt, auf dem Boden.

Als er in den ersten Tagen zum ersten Mal eine brennende Kerze vor sich sah, ergötzte ihn die leuchtende Flamme, er griff arglos hin-

*) Es ist ein bedauernswerther Umstand, daß es in der ganzen Stadt Nürnberg keinen einzigen Menschen gab, welcher so viel wissenschaftliches Interesse in sich gefunden hätte, um diesen Menschen zum Gegenstand physiologischer Untersuchungen zu machen. Schon allein die chemische Untersuchung des Urins, des Speichels und anderer Auswurfsstoffe dieses blos mit Brod und Wasser angefütterten jungen Menschen hätte manches wissenschaftlich nicht unwichtige Ergebniß gehabt, so wie diese wissenschaftlichen Ergebnisse den juridisch bedeutenden Umstand: daß Kaspar bisher wirklich nur mit Wasser und Brod genährt worden, gleichsam zu anschaulicher Gewißheit würden bewahrheitet haben. Als aber die Justiz sich mit der Hauser'schen Angelegenheit zu befassen, endlich, nach vielen vergeblichen Bemühungen von ihrer Seite, in den Stand gesetzt wurde, war die Gelegenheit, solche Untersuchungen nachzuholen, längst vorüber. F.

ein und verbrannte sich Hand und Finger, die er zu spät unter Schreien und Weinen zurückzog. Um ihn zu erproben, wurde zum Schein mit blanken Säbeln nach ihm gehauen und gestochen; er blieb dabei ganz unbeweglich, blinzte nicht einmal mit den Augen und schien gar nicht zu ahnen, daß ihm mit diesen Dingen irgend ein Leid geschehen könne *). Als ihm ein Spiegel vorgehalten wurde, griff er nach seinem eigenen Spiegelbild und wendete sich dann nach der Rückseite, um den Menschen zu finden, der dahinter stecke. Was er Glänzendes sah, darnach langte er wie ein kleines Kind, und weinte, wenn er es nicht erreichen konnte, oder es ihm versagt wurde. Einige Tage nach seiner Ankunft in Nürnberg wurde K., in Begleitung zweier Polizeimänner, um die Stadt geführt, damit er vielleicht das Thor wieder erkenne, durch das er in die Stadt gebracht worden. Er wußte, wie man wohl hätte voraussehen können, keines von dem andern zu unterscheiden, und schien überhaupt an dem, was an seinen Augen vorüber ging, keinen Antheil zu nehmen. Auf Gegenstände, die man ihm besonders nahe brachte, gaffte er stumpfsinnig, und nur zuweilen mit neugierigem, befremdetem Blicke hin. Zur Bezeichnung lebender Geschöpfe, die ihm in die Sinne fielen, hatte er blos zwei Worte, deren er sich dann und wann bediente. Was menschliche Gestalt hatte, ohne Unterschied des Geschlechts und Alters, hieß ihm „Bua;“ jedes ihm aufstoßende Thier, vierfüßig oder zweibeinig, Hund, Katze, Gans oder Huhn, nannte er „Roß.“ Waren solche Rosse weiß, so bezeigte er Wohlgefallen; schwarze Thiere erregten ihm Widerwillen oder Furcht. Eine schwarze Henne, welche auf ihn zukam, versetzte ihn in große Angst; er schrie und machte die äußerste Anstrengung, um auf seinen, ihm hierzu den Dienst versagenden, Füßen wegzulaufen.

Seine Seele nicht nur, sondern auch manche seiner Sinne schienen Anfangs in gänzlicher Erstarrung zu liegen, und nur allmählich erwachend den Außendingen sich zu öffnen. Erst nach einigen Tagen fiel ihm der Schlag der Thurmuhren und das Geläute der Glocken

*) Man soll sogar einmal — was ich jedoch nicht zu verbürgen wage — ein Feuergewehr zur belustigenden Probe nach ihm abgeschossen haben. F.

auf; er gerieth dadurch in das höchste Erstaunen, das sich in seiner aufhorchenden Miene und in Verzuckungen des Gesichtes ausdrückte, bald aber in sinnendes, dumpfes Hinstarren überging. Einige Wochen später zog eine Bauernhochzeit mit Musik unter dem Fenster seines Wohnstübchens auf dem Thurm vorüber. Horchend stand er plötzlich wie eine Bildsäule da; sein Gesicht wurde wie verklärt, seine Augen strahlten gleichsam Entzücken aus; fortwährend blieben Ohr und Augen den immer weiter sich entfernenden Tönen zugewendet, und schon waren die letzten verhallt, als er noch lauschend unbeweglich stehn blieb, gleichsam als wolle er die letzten Schwingungen dieser für ihn himmlischen Laute in sich aufnehmen, oder als habe die Seele ihren Körper in Erstarrung zurückgelassen, um diesen Klängen nachzuziehen. Gewiß nicht um Kaspars musikalischen Sinn zu erproben, stellte man bei einer Wachtparade diesen Menschen, an dem sich bereits eine ungewöhnliche Nervenreizbarkeit offenbarte, in die Nähe der großen Regimentstrommel, deren erste Schläge ihn so erschütterten, daß er in Zuckungen verfiel und schnell hinweggebracht werden mußte.

Unter den vielen auffallenden Erscheinungen, die sich in den ersten Tagen und Wochen an Kaspar Hauser zeigten, bemerkte man, daß die Vorstellung von Rossen, besonders von hölzernen Rossen für ihn von nicht geringer Bedeutung seyn müsse. Das Wort: „Roß" schien in seinem Wörterbuch, das kaum ein halbes Dutzend Worte umfaßte, den allergrößten Raum einzunehmen; dieses Wort wurde am allerhäufigsten, bei den verschiedenen Gelegenheiten und Gegenständen, von ihm ausgesprochen, und zwar nicht selten unter Thränen, in wehmüthig bittendem Tone, als drücke er damit die Sehnsucht nach irgend einem Pferde aus. So oft man ihm eine Kleinigkeit, eine glänzende Münze, ein Band, ein Bildchen ꝛc. ꝛc. schenkte, sprach er: Roß! Roß! und gab durch Mienen und Gebärden den Wunsch zu erkennen, diese Schönheiten einem Rosse anzuhängen. Kaspar, welcher — nicht eben zum Vortheil seiner geistigen Entwickelung, noch zum Behuf reiner Beobachtungen, wozu doch wohl die Seltenheit der Erscheinung aufforderte — täglich auf die Polizeiwachtstube geführt wurde, wo er im Getös und Getümmel gewöhnlich einen nicht kleinen Theil des Tages zubrachte, wurde hier wie einheimisch, und gewann sich bald unter den

Bewohnern dieses Amtszimmers Zuneigung und Liebe. Das auch hier so oft wiederholte: Roß! Roß! gab eines Tages einem der Polizeisoldaten, der sich mit dem seltenen Jünglingskinde am meisten zu thun machte, den Einfall, ihm ein weißes hölzernes Spielpferd auf die Wachtstube zu bringen. Kaspar, der sich bisher fast immer nur unempfindlich, gleichgültig, untheilnehmend oder niedergeschlagen gezeigt hatte, wurde beim Anblick dieses hölzernen Rosses plötzlich wie umgewandelt, und benahm sich nicht anders, als hätte er in diesem Pferdchen einen alten, langersehnten Freund wieder gefunden. Ohne lärmende Freude, aber mit lachendem Gesichte weinend, setzte er sich sogleich auf den Boden zu dem Pferde hin, streichelte, tätschelte es, hielt unverwandt seine Augen darauf geheftet, und suchte es mit allen den bunten, glänzenden, klingenden Kleinigkeiten zu behängen, womit das Wohlwollen ihn beschenkt hatte. Erst nunmehr, da er das Rößchen damit ausschmücken konnte, schienen alle diese Dinge den rechten Werth für ihn gewonnen zu haben. Als die Zeit kam, wo er die Polizeiwachtstube verlassen sollte, suchte er das Roß aufzuheben, um es mit sich nach Haus zu tragen, und weinte dann bitterlich, als er wahrnahm, daß er in seinen Armen und auf seinen Füßen zu schwach war, um diesen seinen Liebling mit sich über die Schwelle der Stubenthüre herauszubringen *). So oft er dann nachher die Wachtstube zu besuchen kam, setzte er sich sogleich zu seinem lieben Roß auf den Boden nieder, ohne die Menschen um sich her im mindesten zu beachten. „Stundenlang," sagte einer der Polizeisoldaten in seiner erst polizeilichen, späterhin gerichtlichen Vernehmung, „saß Kaspar mit seinem Rosse spielend neben „dem Ofen, ohne auf das, was um und neben ihm vorging, auch „nur im mindesten Acht zu geben."

Aber auch auf dem Thurm in seinem Schlaf- und Wohnstübchen versah man ihn bald, nicht blos mit Einem, sondern mit verschiede-

---

*) Er war noch lange nachher äußerst schwach in den Armen und Füßen. Erst im Septbr. 1828, als er schon den Anfang mit Fleischspeisen gemacht hatte, waren seine Kräfte durch wiederholte Uebung so weit gediehen, daß er ein Gewicht von 25 Pfund mit beiden Händen ein wenig vom Boden in die Höhe heben konnte. F.

nen Rossen. Diese Rosse waren von nun an, so lange er sich zu Haus befand, unausgesetzt seine Gesellschafter und Gespielen, die er nicht von seiner Seite, noch aus seinen Augen ließ, und mit denen er — wie man durch eine verborgene Oeffnung in der Thüre beobachten konnte — sich beständig zu schaffen machte. Ein Tag war dann dem andern, eine Stunde der andern gleich, daß Kaspar neben seinen Rossen, mit gerade ausgestreckten Füßen, auf dem Boden saß, seine Rosse beständig bald auf diese, bald auf jene Weise mit Bändern, Schnüren oder bunten Papierfetzen schmückte, mit Münzen, Glöckchen, Goldflittern behing, und darüber zuweilen in tiefes Nachdenken versunken schien, wie er diesen Putz durch abwechselndes Dahin- oder Dorthin-Legen verändern möge. Auch führte er sie zum öftern, ohne sich dabei von der Stelle zu bewegen oder seine Lage zu verändern, neben sich hin und her, doch sehr vorsichtig und ganz leise, damit, wie er späterhin äußerte, das Rollen der Räder kein Geräusch verursache, und er nicht dafür geschlagen werde. Nie aß er sein Brod, ohne zuvor jeden Bissen den Pferdchen an den Mund gehalten, trank nie sein Wasser, ohne zuvor ihre Schnauze hineingetaucht zu haben, die er dann jedesmal sorgfältig wieder abzuwischen pflegte. Eines dieser Pferdchen war von Gyps, dessen Mund denn bald vom Eintauchen erweichte. Er wußte nicht, woher dies kam, indem er wohl bemerkte, daß die Schnauze der andern Rosse naß werde, doch nicht ihre Form verändere. Der Gefangenwärter, dem er weinend sein Unglück mit dem Gypspferdchen vorzeigte, gab ihm zu seiner Beruhigung zu verstehen, „dieses Pferdchen möge kein Wasser;" worauf er es denn zu tränken unterließ, indem er glaubte, es zeige ihm durch die an dem Mund sichtbare Verunstaltung seine Abneigung gegen das Trinken an. — Der Gefangenwärter, welcher oft sah, wie Kaspar sich abmühte, die Pferde mit seinem Brode zu füttern, suchte ihm begreiflich zu machen, die Pferde könnten nicht fressen. Allein Kaspar meinte ihn damit zu widerlegen, daß er auf die Brodkrumen deutete, die an der Schnauze seiner Pferde hängen geblieben waren. Das eine seiner Rosse hatte einen Zaum in dem weitgeöffneten Maul; er verfertigte nun auch seinem andern Pferde einen Zaum aus zusammenhängenden Goldflittern und bemühte sich, dieses auf allerlei Weise

zu bewegen, seinen Mund zu öffnen, damit er ihm den Zaum hineinlege, — ein Versuch, womit er sich zwei Tage lang unermüdlich plagte. Einst schlief er auf einem Schaukelpferde ein, fiel herab und quetschte sich am Finger; da beklagte er sich, daß ihn das Pferd gebissen habe. — Als er eines Tags mit einem andern seiner Pferde über den Boden fuhr und dieses mit den Hinterfüßen in eine Lücke des Bodens gerieth und vorne aufstieg, bezeigte er darüber die größte Freude, und wiederholte dann beständig dieses ihm so merkwürdige Schauspiel, das er allen seinen Besuchern zum Besten gab. Da ihm der Gefangenwärter seinen Unwillen darüber bezeigte, daß er allen Leuten immer dasselbe wieder vormache, unterließ er dieses zwar, weinte aber, daß er sein steigendes Pferd nicht mehr zeigen solle. Einmal fiel dieses beim Aufsteigen um; da kam er ihm mit eiliger Zärtlichkeit zu Hülfe und äußerte sein Leid darüber, daß es sich wehe gethan. Er war vollends untröstlich, als er einmal den Gefangenwärter einem dieser Pferde einen Nagel einschlagen sah.

Hieraus und aus vielen andern Umständen ließ sich vermuthen, was nicht lange nachher zu voller Gewißheit wurde: daß die Vorstellung von Lebendigem und Todtem, Beseeltem und Unbeseeltem, von Organischem und Unorganischem, von Naturgegenständen und Kunsterzeugnissen sich in seiner Kinderseele noch seltsam durch einander mische.

Thiere unterschied er von Menschen blos an ihrer Gestalt, Männer und Frauen an der Kleidung, die ihm wegen der mannichfaltigen, in die Augen stechenden Farben am weiblichen Geschlecht besser als am männlichen gefiel; weshalb er auch späterhin noch öfters den Wunsch äußerte, ein Mädchen zu werden, d. h. Frauenkleider zu tragen.

Daß aus den Kindern große Leute werden, wollte ihm durchaus nicht einleuchten, und am hartnäckigsten widersprach er, wenn man ihm versicherte, daß er doch einmal ein Kind gewesen, und daß er wahrscheinlich noch bedeutend werde größer werden, als er jetzt schon sey. Erst einige Monate später überzeugte er sich davon, als er an einem an die Wand gezeichneten Maß, nach wiederholten Proben, die eigne Erfahrung von seinem, noch dazu schnellen, Wachsthum gemacht hatte. Von Religion war nicht ein Fünkchen, von einer Dog-

matik auch nicht das kleinste Stäubchen in seiner Seele zu finden, so sehr sich einige Geistliche, gleich in den ersten Wochen nach seinem Erscheinen, die unzeitige Mühe gaben, es in ihm zu suchen und aufzuregen. Von allen ihren Fragen, Reden und Predigen hätte jedes Thier nicht weniger verstanden und begriffen als Kaspar. Was er an Religion mitbrachte, bestand — wenn es ohne Lästerung dieses Namens so genannt werden darf — lediglich in demjenigen, was ihm dummfromme Bosheit bei seiner Aussetzung zu Nürnberg in die Tasche mitgegeben hatte.

Kaspar wurde auf dem Thurm, schon nach den ersten Tagen, nicht als Gefangener, sondern als ein verlassenes, verwahrlostes, der Pflege und Erziehung bedürftiges Kind behandelt. Der Gefangenwärter (Hiltel) nahm ihn mit sich an seinen Familientisch, wo er zwar am Essen nicht Theil nahm, doch gehörig sitzen, seine Hände auf menschliche Weise gebrauchen und manche andere Sitte gebildeter Menschen kennen und nachahmen lernte. Gern spielte er mit den Kindern seines Wärters, welche sich ebenfalls nicht ungern mit dem gutmüthigen, durch seine große Unwissenheit selbst Kindern possirlichen Jüngling unterhielten und von welchen das älteste, der 11jährige Julius, den Kaspar besonders lieb gewonnen hatte, sich das, seiner kleinen Eitelkeit nicht wenig schmeichelnde, Geschäfte machte, diesem jungen rüstigen Burschen, dem schon der Anfang eines Barts um das Kind sproßte, — das Sprechen zu lehren.

Bald führte ihm die Neugier, täglich, stündlich, eine Menge von Menschen zu, von denen die wenigsten sich blos mit dem Angaffen des zahmen Wilden begnügten. Die Meisten machten sich auf mancherlei Weise, jeder auf seine Art, mit ihm zu schaffen. Manchem war er wohl nur Gegenstand der Belustigung oder nichts weniger als wissenschaftlicher Experimente; doch gab es auch Viele, die sich ihm vernünftig mitzutheilen, ihn geistig zu wecken und zur Mittheilung anzuregen suchten. Der Eine sagte ihm Worte und Redensarten vor, die er ihn nachsprechen ließ, der Andere suchte ihm durch Zeichen und Pantominen, oder wie es sonst ging, Unbekanntes bekannt, Unverständliches verständlich zu machen. An jeder Sache, an jedem Spielzeug,

womit die menschliche Theilnahme der guten Nürnberger dem armen Jüngling nahte, gewann er neue Gedankenstoffe, wurde er um einige Begriffe und um mehrere Wortlaute reicher. Vorzüglich aber wurde in diesem lebhaften Menschenverkehr seine allmählich zu hellerem Bewußtseyn erwachende Seele mannichfaltig zum Aufmerken, Reflectiren und Denken angeregt, und durch das zunehmende, von Tag zu Tag höher gesteigerte Bedürfniß nach Mittheilung der bekannte, in dem menschlichen Geist instinctmäßig arbeitende, erfinderische Sprachmeister in immer reger Beschäftigung erhalten.

Ungefähr 14 Tage nach Kaspars Ankunft zu Nürnberg führte sein günstiges Geschick ihm noch den würdigen Professor Daumer zu, einen jungen, denkenden Gelehrten, der in seinem menschlichen Herzen den Beruf fand, sich der geistigen Entwickelung, Bildung und Unterweisung dieses Unglücklichen anzunehmen, — so weit der ungestüme Zudrang der Neugierigen und andere hemmende, störende Umstände dieses nur immer gestatten mochten. Und so müßte denn Kaspar weit weniger Regsamkeit des Geistes, keinen so heißen Eifer, alles ihm Neue aufzufassen, kein so lebendiges, jugendlich kräftiges Gedächtniß zum treuen Festhalten des einmal Aufgefaßten besessen haben, als er zu allgemeiner Verwunderung wirklich zeigte, wenn er nicht in Kurzem wenigstens so viel sprechen gelernt hätte, um nothdürftig seine Gedanken auszudrücken. Freilich aber waren seine Sprachversuche geraume Zeit ein so lückenhaftes, dürftiges, kindisch unbehülfliches Wortgehäcksel, daß man selten bestimmt wissen konnte, was er mit seinen durcheinander geworfenen Redebruchstücken ausdrücken wolle; immer blieb dem Hörenden Vieles zu errathen und durch Vermuthungen zu ergänzen übrig. An ein zusammenhängendes Reden und Erzählen war bei ihm vollends gar nicht zu denken.

Feuerbach läßt nun auf Seite 41. das folgen, was Hauser in einem späterhin von ihm selbst verfaßten schriftlichen Aufsatze niedergelegt, bei den im Jahr 1829 mit ihm gepflogenen gerichtlichen Verhandlungen eidlich betheuert und dem Verfasser, so wie vielen andern Personen bei verschiedenen Gelegenheiten, immer mit sich selbst übereinstimmend, erzählt hat.

Diese Angaben sind in Kurzem folgende:

„Er wisse nicht, wer er selbst und wo seine Heimath sey. Erst zu Nürnberg sey er „auf die Welt gekommen *);" hier erst habe er erfahren, daß es außer ihm und „dem Manne, bei dem er immer gewesen," auch noch andere Menschen und Geschöpfe gebe. So lange er sich entsinnen könne, habe er immer nur in einem Loch (kleinem, niedrigem Gemach, das er zuweilen auch Käfig nennt) gelebt, wo er blos mit einem Hemd und ledernen, hinten aufgeschlitzten Hosen bekleidet und barfuß, auf dem Boden gesessen sey **). Er habe in seinem Gemach nie einen Laut gehört, weder von Menschen, noch von Thieren, noch von sonst Etwas. Den Himmel habe er nie gesehen, noch habe er je eine Hellung (Sonnenlicht), wie zu Nürnberg, wahrgenommen. Einen Unterschied zwischen Tag und Nacht habe er nie erfahren, noch weniger habe er die schönen Lichter am Himmel jemals zu sehen bekommen. Neben ihm habe sich in dem Boden ein Loch (wahrscheinlich mit einem Topf) befunden, in welchem er seine Nothdurft verrichtet habe. So oft er vom Schlafe erwacht, sey ein Brod neben ihm gelegen und ein Krug mit Wasser gestanden. Zuweilen habe das Wasser einen sehr bösen Geschmack gehabt; dann habe er, bald nach dessen Genuß, seine Augen nicht mehr offen halten können und habe einschlafen müssen ***); wenn er hierauf wieder er-

---

*) Ein ihm noch jetzt geläufiger Ausdruck, womit er seine Aussetzung zu Nürnberg und sein Erwachen zum geistigen Leben zu bezeichnen pflegt. F.

**) Nach Kaspars umständlicher Angabe, — welche durch die an seinem Körper zurückgebliebenen unverkennbaren Spuren, durch den ihm ganz eigenen Bau des Knies und der Kniekehle, durch die, nur ihm mögliche, ganz eigenthümliche Art auf dem Boden mit ausgestreckten Füßen zu sitzen, vollkommen bestätigt wird, — hat er niemals, auch nicht im Schlafe, mit dem ganzen Körper ausgestreckt gelegen, sondern immer, wachend und schlafend, mit gerade angelehntem Rücken gesessen. Wahrscheinlich, daß die Beschaffenheit seines Lagers und eine besondere Vorrichtung ihm diese Stellung nothwendig machten. Er selbst weiß hierüber keine nähere Auskunft zu geben. F.

***) Daß dieses Wasser mit Opium gemischt gewesen, ließ nicht nur schon die Erzählung vermuthen, sondern wurde auch späterhin bei folgender Gelegenheit zu vollkommener Gewißheit. Als Kaspar schon längst bei Prof. Daumer lebte, suchte ihm einmal ein Arzt einen Tropfen Opium in einem Glas Wasser beizubringen. Kaum hatte Kaspar einen Schluck von diesem Wasser gethan, so sagte er: Das Wasser da ist garstig, das schmeckt ja gerade, wie das Wasser, das ich manchmal in meinem Käfig habe trinken müssen. F.

wacht sey, habe er wahrgenommen, daß er ein reines Hemd anhabe und seine Nägel beschnitten seyen *). Den Mann, der ihm Essen und Trinken gebracht, habe er nie im Gesicht gesehen. In seinem Loch habe er zwei hölzerne Pferde gehabt und verschiedene Bänder dabei. Mit jenen Rossen habe er sich, so lange er gewacht, zu jeder Zeit unterhalten; seine einzige Beschäftigung sey gewesen, sie neben sich herlaufen zu lassen, und die Bänder, die er gehabt, ihnen bald so, bald anders aufzulegen oder umzuknüpfen. So sey ihm ein Tag wie der andere vergangen; er habe aber nichts vermißt, sey nicht krank gewesen, habe — ein einzig Mal ausgenommen — nichts von Schmerz empfunden, und überhaupt sey es ihm da viel besser gegangen als auf der Welt, wo er so viel zu leiden habe. Wie lange er in dieser Lage gelebt, wisse er nicht, weil er keine Zeit gekannt. Er könne nicht angeben, wann und wie er hineingekommen; habe auch keine Erinnerung, daß er jemals in seinem Leben sich in einem andern Zustand und anderswo als an jenem Ort befunden habe. Der Mann, bei dem er immer gewesen, habe ihm nichts zu Leid gethan. Eines Tages aber — was nicht lange vor seinem Wegbringen geschehen seyn könne — als er mit seinen Rossen zu stark gefahren und zu viel Lärm gemacht habe, sey der Mann gekommen und habe ihn mit einem Stock (oder Scheit Holz)

---

*) Hieraus und aus andern Umständen ergiebt sich, daß Kaspar, während seiner Einkerkerung, immer mit einer gewissen Sorgfalt behandelt worden. Daher erklärt sich denn auch seine lang bewahrte Anhänglichkeit an den Mann, „bei dem er immer gewesen," welche erst in sehr späten Zeiten nachgelassen hat, doch auch jetzt noch nicht bis zu dem Grade, daß er eine Bestrafung dieses Mannes wünscht. Er möchte nur diejenigen bestraft wissen, auf deren Geheiß er eingesperrt worden ist; der Mann aber habe ihm nichts Böses gethan. F.

Zugleich beweist aber auch das von dem Unbekannten und seinen muthmaßlichen Helfern fortgesetzte Bemühen, sich von Hauser nie erblicken zu lassen, so wie die wegen Reinigung des Gefangenen jedes Mal zuvor durch Opiumwasser bewirkte, tiefere Einschläferung, daß man denselben, wenn es Zeit sey, befreien wollte. Wozu sonst eine solche zwangvolle Behutsamkeit? — Diese gleichmäßige Behandlungsweise muß von der frühesten Zeit an, als Hauser eingesperrt wurde, streng beobachtet worden seyn. Hätte der Knabe, so jung er auch seyn mochte, seinen Wärter nur ein einziges Mal gesehen, so hätte er diesen Eindruck in seiner Einsamkeit nie wieder vergessen können, oder dieser wäre selbst aus der Vergessenheit bei seiner spätern geistigen Entwickelung unfehlbar wieder aufgetaucht. W.

auf den Arm geschlagen; dies sei die Wunde, die er nach Nürnberg mitgebracht."

„Ungefähr gegen dieselbe Zeit habe sich einmal der Mann in seinem Kerker eingefunden, habe ein Tischchen über seine Füße hergestellt, habe etwas Weißes, das er jetzt für Papier erkenne, vor ihm ausgebreitet, dann von hinten her, so daß er nicht habe von ihm gesehen werden können, seine Hand ergriffen und sie mit einem Ding, das er ihm zwischen die Finger gesteckt (Bleistift), auf dem Papier hin- und hergefahren. Er (Hauser) habe nicht gewußt, was das sey, habe aber gewaltige Freude empfunden, als er die schwarzen Figuren auf dem weißen Papier entstehen gesehen. Als er seine Hand wieder frei gefühlt und der Mann ihn verlassen, habe er in der Freude über die neue Entdeckung nicht satt werden können, diese Figuren immer wieder von neuem zu malen. Ueber diese Beschäftigung habe er nun fast seine Rosse vernachlässigt, obgleich er nicht gewußt, was jene Züge bedeuten sollten. Der Mann habe auf dieselbe Weise seine Besuche zu verschiedenen Zeiten wiederholt" *).

---

*) Daß Kaspar wirklich Unterricht im Schreiben und zwar regelmäßigen Elementar-Unterricht gehabt habe, dafür lieferte er, schon am ersten Morgen nach seinem Erscheinen zu Nürnberg, augenscheinlichen Beweis. Als der Gefangenwärter Hiltel an gedachtem Morgen zu ihm in sein Gefängniß kam, gab er ihm, um ihn zu beschäftigen oder ihm eine Freude zu machen, einen Bogen Papier nebst einem Bleistift. Kaspar fiel hastig über beides her, legte das Papier auf die Bank, setzte sich davor hin auf den Boden und fing zu schreiben an und schrieb, ohne aufzublicken oder sich durch irgend etwas daran stören zu lassen, unablässig fort, bis der ganze Folio-Bogen auf allen seinen vier Seiten voll geschrieben war. Dieser, bei den Polizei-Acten befindliche Bogen sieht nun nicht viel anders aus, als wenn Kaspar, der gleichwohl nur aus dem Gedächtnisse schrieb, eine Vorschrift, nach welcher Kinder beim ersten Schreibunterricht sich zu üben pflegen, eben jetzt vor sich liegen gehabt hätte. Dieser Bogen besteht nämlich aus Reihen von Buchstaben und Silben, von denen jede Zeile fast immer nur denselben Buchstaben, dieselbe Silbe wiederholt; am Ende der Seiten sind sogar, wie bei Kindervorschriften üblich ist, alle Buchstaben des Alphabets, wie sie aufeinander folgen, wieder in einer Zeile zusammengestellt, und gegenüber stehen, in einer andern Zeile, die arabischen Ziffern, von 1 bis 0, ebenfalls in vollkommener Ordnung. Eine Seite des Bogens wiederholt immer den Namen „Kaspar Hauser." Auch kommt darauf das Wort: reider (Reuter) mehrmals vor. Daß jedoch Kaspar über die ersten Elemente des Schreibens nicht hinausgekommen, geht aus jenem Probebogen ebenfalls klar hervor. F.

„Hierauf sei der Mann ein anderes Mal wieder gekommen, habe ihn von seinem Lager aufgehoben, ihn auf die Füße gestellt, und ihn stehen zu lehren versucht, was er zu verschiedenen Zeiten wiederholt. Er habe dieses in der Art bewerkstelligt, daß er ihn von hinten fest um die Brust gefaßt, seine Füße hinter Kaspars Füße gestellt, und diese zum Vorwärtsschreiten aufgehoben habe."

Endlich sei ein Mal wieder der Mann erschienen, habe Kaspars Hände über seine Schultern gelegt, jene zusammengebunden, und ihn so auf seinem Rücken aus dem Loch herausgeschleppt. Er sei einen Berg hinauf- [oder herab-] *) getragen worden. Er wisse nicht, wie ihm gewesen; es sei ganz Nacht geworden, und man habe ihn auf den Boden gelegt. Dieses „Nachtwerden" bedeutete, wie sich zu Nürnberg bei verschiedener Gelegenheit ergab, in Kaspars Sprache auch so viel wie „ohnmächtig werden."

Die Erzählung seiner weitern Reise beschränkt sich im Wesentlichen darauf: daß er mehrmals mit dem Gesicht auf dem Boden gelegen habe, wo es dann Nacht geworden sei; daß er einige Male Brod gegessen und Wasser getrunken; daß der Mann, „bei dem er immer gewesen," öfters ihn gehen zu lehren sich bemüht habe, was ihm immer sehr wehe gethan u. s. w. „Dieser Mann habe nichts zu ihm gesprochen, außer daß er ihm immer die Worte vorgesagt: Reuta wähn rc. rc. Er (Kaspar) habe den Mann so wenig auf dieser Reise, als früher im Gefängniß, im Gesicht gesehn. Dieser habe ihn, so oft er ihn geführt, streng bedeutet, immer vor sich hin auf den Boden und auf seine Füße zu blicken, was er theils aus Furcht, theils auch darum gewissenhaft befolgt, weil er ohnehin mit sich und seinen Füßen genug zu thun gehabt habe. Nicht lange zuvor, ehe er zu Nürnberg wahrgenommen worden, habe ihm der Mann die Kleider angezogen, mit denen er zu

*) Es ist an sich klar und wird durch andere Umstände erweislich, daß Kaspar die aufsteigende Bewegung von der absteigenden Höhe und Tiefe damals, selbst im Gefühl, noch nicht unterscheiden, wie viel weniger diesen Unterschied durch Worte gehörig bezeichnen konnte. Was Kaspar „Berg" nennt, war wohl, wie nach andern Aeußerungen desselben nicht unwahrscheinlich ist, eine Treppe. Kaspar will sich erinnern, daß er beim Tragen neben angestreift sei. F.

Nürnberg erschienen. Sehr schmerzhaft sei es ihm gewesen, als ihm die Stiefel angezogen worden; denn der Mann habe ihn auf die Erde niedergesetzt, ihn von hinten gepackt, seine Füße gewaltsam hinaufgezogen, und ihm so vom Rücken her seine Füße in die Stiefeln hineingezwängt. Nun sei es wieder vorwärts gegangen, noch elender als zuvor. Er habe, so wenig jetzt als früher, irgend etwas von den ihn umgebenden Dingen wahrgenommen, habe nichts beobachtet und nichts gesehen, könne daher nicht angeben, von welcher Gegend her, in welcher Richtung, auf welchem Weg er nach Nürnberg hineingekommen. Nur so viel sei ihm bewußt, daß zuletzt der Mann, der ihn geführt, ihm den Brief in die Hand gedrückt habe und dann verschwunden sei; worauf ein Bürger ihn (Kaspar) wahrgenommen und zur Wache am neuen Thor gebracht habe."

Diese Geschichte der geheimnißvollen Gefangenhaltung und Aussetzung eines jungen Menschen ist nun fürwahr nicht nur ein grauenhaftes, sondern auch ein seltsames, dunkles Räthsel, wobei sich außerordentlich vieles fragen und rathen, aber wenig mit Gewißheit beantworten läßt, und welches natürlicher Weise, so lange noch nicht dessen Auflösung gelungen, mit jedem andern Räthsel die Eigenschaft gemein hat, daß es räthselhaft ist. Der Seelenzustand Kaspars während seines Kerkerlebens war der Zustand eines Menschen, der, als Kind in tiefen Schlaf versenkt, diesen Schlaf, in welchem es für ihn keinen Traum, wenigstens keinen Wechsel von Träumen gibt, dumpf fortschläft, bis er, im wilden Getöse der bunten Welt, von Angst und Schmerz aufgeschreckt, daraus erwacht, und nun betäubt nicht weiß, wie ihm geschehen sei. Wer in der Folge, nachdem solch ein Mensch zu vollem Bewußtsein gekommen, eine vollständige, umständliche, den Verstand über alle Zweifel befriedigende, geschichtliche Beschreibung seines Schlafes und seiner Träume erwartete, würde nichts Geringeres verlangen, als daß ein Schlafender schlafend gewacht, ein Wachender wachend geschlafen habe. — — —

Daß Kaspar von der Art und Weise, wie er nach Nürnberg geschafft worden, so wenig anzugeben, von seinen Reiseabenteuern, von den Orten, durch welche er gekommen, und von allem andern, was wir auf unsern Reisen, zu Wagen oder zu Fuß, zu

sehen und zu beobachten pflegen, so gut wie gar nichts zu erzählen weiß, ist so wenig zu verwundern, daß vielmehr das Gegentheil ein Wunder sein müßte. Wäre sogar Kaspar bereits in seinem Kerker zu vollkommen klarem, vernünftigem Selbstbewußtsein erwacht gewesen, hätte er in seiner Gruft, wie Sigismund in seinem Thurm *), durch Erziehung und Bildung zur geistigen Reife eines Jünglings gedeihen können: so würde er gleichwohl, in Folge des plötzlichen Uebergangs aus engem dumpfem Kerker in die freie Natur, in Ohnmacht oder in einen höchster Trunkenheit ähnlichen Zustand haben gerathen müssen. Der ungewohnte Eindruck der äußern Luft mußte ihn betäuben, das helle Sonnenlicht seine Augen blenden. Er würde sogar mit ungeblendeten sehenden Augen doch nichts gesehen, wenigstens nichts bemerkt und erkannt haben; es konnte damals die Natur mit allen ihren Erscheinungen nur wie eine verworrene buntgefleckte Masse, in welcher für ihn noch nichts Einzelnes sich unterscheiden ließ, vor seinem Gesicht vorüberflimmern. — — —

Von welcher Gegend ungefähr Kaspar hergebracht worden? auf welchem Weg er gekommen, und durch welches Thor? ob er zu Fuß oder zu Wagen oder abwechselnd auf beide Art seine Reise gemacht habe? dieses und anderes dergleichen sind Fragen, die, wenn sie auch mit Entschiedenheit beantwortet werden könnten, doch nur für den untersuchenden und erkennenden Richter, wenig für das Publikum von Interesse sein würden. Kaspar selbst erinnert sich nur seines Gehens, ohne daß sich in seiner Erzählung ein Maßstab auffinden ließe, nach welchem man einigermaßen beurtheilen könnte, wie lang er zu Fuß gegangen, welchen Raum er ungefähr gehend zurückgelegt habe? Daß er vom Fahren gar keine Erinnerung hat, beweist noch keineswegs, daß er nicht dennoch, und vielleicht die größte Strecke des Wegs gefahren worden. Kaspar versinkt auch jetzt noch beim Fahren, zumal in freier Luft, sehr bald in einen förmlichen Todtenschlaf, aus welchem er, der Wagen mag rollen oder stillstehen, nicht zu erwecken ist, und in welchem Zustand man ihn, so unsanft es auch geschehe, aufheben, hinlegen, auspacken und wieder einpacken kann,

*) In Calderons Leben ein Traum.

ohne daß er davon das Mindeste wahrnähme. Hat ihn einmal der Schlaf gefaßt, so ist kein Geräusch und Getös, kein Schall, kein Donner stark genug, ihn aufzuwecken. Wurde nun Kaspar — wie aus seinen eignen Angaben zu schließen ist — sobald er in die freie Luft kam, ohnmächtig, hatte man ihm wohl gar zu großer Vorsicht vorher noch von dem übelschmeckenden Wasser (mit Wasser verdünntem Opium) zu trinken gegeben: so konnte man ihn getrost in einen Wagen werfen und hierauf einige, oder mehre Tagreisen mit ihm zurücklegen, ohne daß man zu besorgen hatte, daß er aufwachen, schreien oder sonst auf eine Weise seinem Entführer sich unbequem erweisen möge *). — — —

Welche andere Verbrechen allenfalls noch hinter der an Kaspar verübten Missethat versteckt sein mögen? auf welche Zwecke die verborgene Gefangenhaltung Hausers berechnet gewesen? Diese Fragen würden uns zu weit in das luftige Gebiet der Vermuthungen oder in gewisse geheiligte Räume führen, welche eine solche Beleuchtung nicht vertragen **).

Dieses in der Geschichte menschlicher Gräuelthaten kaum noch erhörte Verbrechen bietet dem Rechtsgelehrten, wie dem gerichtlichen Arzt, auch noch folgende merkwürdige Seite dar. Die Erforschung und Beurtheilung von Seelenzuständen hat gewöhnlich nur den Ver-

---

*) Die größte Wahrscheinlichkeit ist, daß Hauser nach Nürnberg gefahren und daß nur zuweilen, vor und während der Reise, eine kurze Gehübung mit dem Jüngling vorgenommen wurde. Der Unbekannte oder die Unbekannten wußten wohl, wie unfähig er war, nur eine geringe Strecke zu wandern. Welche Gefahr nun also, mit ihm eine förmliche Fußreise anzutreten! Wie leicht konnte Jemand den Führer mit seinem vielleicht auffallenden, unbeholfenen Lehrling auf einem langen Weg erblicken! Nur einige hundert Schritte ging der Fremde dann in Nürnberg mit dem unvermerkt aus dem Wagen gehobenen Hauser, der nun erst aus dem Schlafe gerüttelt wurde. W.

**) Hier erhalten wir, wie der Leser bemerkt haben wird, von Feuerbach den zweiten Wink, daß Mönche im Spiele waren und ein Kloster Verdacht erregt haben mußte. Die erste Vermuthung gibt der Verfasser bei der Gelegenheit, als er von dem ziemlichen Vorrath geistlichen Segens, von jenen Büchern spricht, die man in Hausers Tasche bei seiner Aussetzung fand. Die Stelle heißt: „Daß nicht blos weltliche Hände bei dieser Begebenheit mit im Spiele seien, ließ sich, nach den mitgebrachten geistlichen Gaben, nicht wohl bezweifeln." Siehe oben. W.

brecher selbst zum Gegenstande, bezüglich der Aufgaben über Zurechnungsfähigkeit oder Nichtzurechnungsfähigkeit seiner Handlungen. Hier ist der in seiner Art ganz einzige Fall gegeben, daß, zum allergrößten Theil, der Thatbestand des Verbrechens in dem Grund einer Menschenseele ruht, wo derselbe auf rein physischem Wege zu erforschen und nur durch Beobachtung der Geistes- und Gemüthsäusserungen des Beschädigten zu begründen und festzustellen ist.

Auch über die Geschichte der That haben wir vor der Hand keine andere Kunde als die Erzählung Desjenigen, an dem sie begangen worden; aber die Wahrheit der Erzählung ist uns verbürgt durch die Persönlichkeit des Erzählenden, an dessen Leib, Geist und Gemüth — wie wir noch umständlicher erfahren werden — die That selbst in sichtbaren Zügen deutlich geschrieben steht. Nur wer das erfahren und gelitten, was Kaspar, kann wie Kaspar sein; und wer sich so zeigt wie Kaspar, muß in dem Zustande gelebt haben, wie ihn Kaspar von sich erzählt hat. So ruht zugleich die Würdigung der Glaubwürdigkeit des eine fast unglaubliche Begebenheit Erzählenden ebenfalls zum allergrößten Theil nur auf psychologischem Grunde. Es gewähren aber die auf diesem Boden gefundenen Ergebnisse eine Beglaubigung, die jeden andern Beweis an Stärke überwiegt. Zeugen können lügen, Urkunden verfälscht sein; aber kein anderer Mensch, er müßte denn mindestens ein mit etwas Allmacht und Allwissenheit ausgerüsteter Zauberer sein, vermöchte eine Lüge dieser Art so zu lügen, daß sie, wo man sie auch beleuchtete, wie die lauterste reinste Wahrheit, wie die in Person erscheinende Wahrheit selbst aussähe. Wer an Kaspars Erzählung zweifelte, müßte an Kaspars Person zweifeln. Solch ein Zweifler würde dann aber mit eben so viel Vernunft zweifeln dürfen, ob ein Mensch, der, aus hundert Wunden blutend, in Todeszuckungen vor seinen Augen liegt, ein wirklich Verwundeter und Sterbender sei, oder ob er nicht vielmehr den Verwundeten und Sterbenden nur spiele? — — —

Als wichtigen Beitrag zu dem, was Feuerbach so eben zur Ueberzeugung jedes Vernünftigen ausgesprochen, führe ich aus den „Mittheilungen über Kaspar Hauser vom Prof. Daumer" noch Folgendes

an. Daumer sagt nämlich (Erstes Heft. Seite IV. in der Vorrede) auch dies unter anderem Beachtungswerthen: „Wenn er (Hauser) bei Einwirkungen jener Art (eines Minerals, lebendigen Wesens u. s. w.) nicht allein häufig in convulsivische Bewegungen gerieth *), sondern auch z. B. die Gesichtsfarbe veränderte, am ganzen Leibe gelb wurde, wenn plötzlicher Schweiß auf die Stirne trat, die Augen thränten und Entzündung zeigten, die Adern, die Glieder schwollen, die der Wirkung ausgesetzten Finger der Hand kalt wurden, wenn ein solcher Finger, während die übrige Hand schwitzte, sich trocken, kalt anfühlte, Nasenbluten, Erbrechen, schnelle Abmagerung eintrat u. s. f. — so kann niemand behaupten wollen, daß es in Hausers Macht gestanden, solche Erscheinungen, um seine Umgebungen zu täuschen, durch blosen Willen hervorzubringen. Betrügerisch dargestellt können doch wohl nur solche Krankheitserscheinungen werden, deren Nachahmung darauf beruht, den Körper und die Glieder in eine gewisse Art äußerer Bewegung oder Bewegungslosigkeit, Richtung und Lage zu bringen, wie Ohnmacht, Starrheit, Lähmung, Steifheit, Zittern, Zucken, Schaudern und dergl., nicht aber solche, die, wie die oben genannten, eine von der Willkühr nicht hervorzubringende innere Veränderung im Organismus nothwendig voraussetzen. Es ist zwar auch möglich, zum Behuf eines Betruges, mit Hülfe arzeneilicher Substanzen wirkliche Krankheitszustände hervorzubringen, daß aber Hauser Jahre lang mit größter Consequenz, plötzlich, so wie es die Umstände erforderten, vor Beobachtern der verschiedensten Art, in jeder Umgebung und jedem Verhältniß dergleichen Zustände künstlich in sich habe erregen können, wäre unsinnig zu glauben."

Da Hauser vom 18. Julius 1828 bis zum Januar 1830 im Hause des Professors Daumer lebte, dessen väterlicher Leitung der Verwaiste von Seiten der Stadt Nürnberg völlig übergeben war, so hatte Daumer die beste Gelegenheit seinen Pflegbefohlnen zu beobachten und verdient daher auch wegen seiner Mittheilungen unbedingten Glauben. Sein Auszug (Seite 1 u. f. in seiner Schrift) aus einem zu Anfang

*) Siehe unten.

des Septembers im Jahr 1828 über Hauser abgestatteten Bericht lautet so:

Ich wurde mit Kaspar Hauser ungefähr drei Wochen vor seinem Eintritt in mein Haus bekannt, da ich ihn in dem Thurme, in welchem er sich damals befand, besuchte. Ich fand mehr, als ich erwartet hatte, nahm persönlichen Antheil an dem jungen Menschen und besuchte ihn seitdem täglich, in der Absicht, zu seiner Entwickelung etwas beizutragen. Der Andrang der Neugierigen, die ihn in Anspruch nahmen, erlaubte mir oft kaum eine halbe Stunde mit ihm allein zu sein, gleichwohl lernte er in drei Wochen nothdürftig Lesen, Zählen, Zahlenreihen aussprechen, Addiren und Subtrahiren, machte Fortschritte im Schönschreiben und erlernte ein einfaches Musikstückchen auf dem Claviere. Das Lesen lehrte ich ihm vermittelst großer, auf einzelne Blättchen zum Behuf des Zusammensetzens für Kinder gedruckten Buchstaben; im Schönschreiben übte er sich selbst nach den Mustern, die ich ihm gebracht. Aber schon in der dritten Woche mußte ich fast ganz aufhören, ihn zu unterrichten, weil nicht lange nach dem Anfang des Unterrichts Schweiß auf Hausers Stirne trat und Kopfschmerz sich einstellte. Die Zuckungen, die er fast bei jeder Erregung im Gesichte bekam, wurden stärker, endlich zu eben der Zeit, da er mir zur Verpflegung übergeben wurde (d. 18. Jul. 1828), erkrankte er so völlig, daß er sich kaum mehr recht aufrecht erhalten konnte *). Schon am zweiten Tag in meinem Hause hoben sich zwar die Obstructionen, an denen er litt, aber seine Verdauungsorgane zeigten sich seitdem fortwährend geschwächt und sein Nervensystem war in der größten Zerrüttung. Die convulsivischen Bewegungen waren von erschreckender Art. Jedes laute Wort, jeder Griff auf dem Claviere that seinem Ohre, ein paar Worte, die er las oder schrieb, alles Weiße und Helle, auf welches er hinblickte, seinem Auge weh; er zitterte mit der Hand, wenn sie einen Gegenstand hielt, wie ein Greis **), alles Nachdenken vermehrte seine Krank-

*) Die in Beziehung auf seine Schwäche und Reizbarkeit ungeheuren Aufregungen und Erschütterungen des Körpers und Gemüthes, die beständigen Spannungen und ungewohnten Lagen in der ersten Zeit mußten zu einem solchen Resultate führen. D.

**) Wahrscheinlich jedoch war dies nur bei metallischen Gegenständen der Fall; denn ich machte später die Bemerkung, daß er zwar nicht z. B. mit einem silbernen, wohl aber mit einem hölzernen Löffel ohne Zittern essen konnte. D.

haftigkeit, von der er sich erst seit ungefähr acht Tagen zu erholen anfängt (Daumer schreibt dieses zu Anfang Septbrs. 1828). Bei diesem Zustand mußten alle geistigeren Beschäftigungen, die er bis dahin getrieben, Lesen, Schreiben, Rechnen, Zeichnen, Clavierspielen u. s. w. unterbleiben, und ich setzte einen Theil der Belehrungen nur in Form gelegentlicher Unterhaltung fort. Ich beschäftigte ihn übrigens mit Papp-, Tischler- und Gartenarbeiten, so weit er ihnen gewachsen war, und mit einigen Spielen, ließ ihn so viel als möglich sich im Freien bewegen und zuweilen ein laues Bad nehmen (auch dies Letztere zeigte sich wohlthätig). Der Versuch, leichte Uebungen auf dem Gymnasial-Turnplatze mit ihm anzustellen, war nicht von befriedigendem Erfolge, vortrefflich aber bekommt ihm das Reiten, in welchem ihn Herr Stallmeister von Rumpler in meinem Beisein unterrichtet. Die convulsivischen Bewegungen, das Zittern und die Folgen der Ueberreizung überhaupt fangen an zu verschwinden. Er genießt jetzt außer schwarzem Brod und Wasser, was früher sein einziger Genuß war, eine mit Mehl gekochte Wassersuppe mit großem Appetit, auch ungewürzte Chocolade, weißes Brod und Milchspeisen fangen an ihm zu behagen und er empfindet hievon bei seiner immer noch geschwächten Verdauungskraft, welche schwarzes Brod nicht mehr so leicht als früher verarbeitet, große Erleichterung. Sein Aussehen verbessert sich auffallend und er wächst mit ungewöhnlicher Schnelligkeit; er ist in den letzten vier Wochen fast um zwei Zoll größer geworden. Seine Oeffnung ist seit einiger Zeit wieder so leicht, wie sie niemals, seitdem er sich zu Nürnberg befindet, sondern nur während seiner Einsperrung war. Der obrigkeitlich für ihn bestimmte Arzt, Hr. Dr. Osterhausen, wurde zwar zu Rathe gezogen, aber würde, nach dem eigenen Urtheil desselben, nur Zerstörung nicht Hülfe gewesen sein, und man mußte es bei negativen Verhaltungsmaßregeln bewenden lassen.

Zur Bezeichnung seiner physischen Beschaffenheit überhaupt bemerke ich Folgendes. Er ist, so lange ich ihn kenne, hauptsächlich aber gegenwärtig, von gutem Aussehen und gesunder Gesichtsfarbe, aber sein Körper ist in Hinsicht auf Leistungen und äußere Einflüsse von kaum glaublicher Empfindlichkeit, Schwäche und Reizbarkeit. Eine gelinde Berührung mit der Hand macht die Wirkung eines Schlages

auf ihn; wenn er einige Zeit lang gegen den Wind geht, wird er heiser; vom kleinsten Spaziergange wurde er früher bis zum Hinsinken müde, seit Kurzem jedoch kann er Stunden lang gehen, ohne sich gänzlich erschöpft zu fühlen. Er stand und ging früher mit eingekehrten Füßen und war in beständiger Gefahr das Gleichgewicht zu verlieren; er konnte nicht den kleinsten Sprung machen, ohne umzufallen; jetzt ist sein Gang wenig mehr von dem der andern Menschen unterschieden. Seine Hände und Fußsohlen waren früher so weich, schwielenlos und verwundbar, daß man deutlich die Ungewohntheit des Gehens und Arbeitens ersehen konnte. Ich fand, als er mir übergeben worden war, an seinen Füßen noch bedeutende Spuren der vielen durch das ungewohnte Gehen erhaltenen Blasen und wunden Stellen. Bei Erregungen der Sinne, bei Kraftanstrengungen, Aufmerksamkeit und Nachdenken ist das Gesicht, vorzüglich das Gesicht nach der linken Seite zu, und der linke Arm convulsivisch bewegt *). Von Fleischspeisen bekommt er fieberhafte Zufälle, Pflanzensäure macht empfindlichen Reiz, das Süße ist ihm widerlich, alles Gewürzhafte und Geistige bringt Erscheinungen schreckhafter Art hervor **). Alle seine Sinne sind von ungeheurer Schärfe und Feinheit. Er riecht z. B. Dinge, die für gewöhnliche Organe ganz geruchlos sind, in beträchtlicher Entfernung, schmeckt einen Tropfen Fleischbrühe, der unter seine Wassersuppe gekommen, und unterscheidet in einer Entfernung von ohngefähr hundert Schritten die einzelnen Beeren der Trauben eines Holunderbaumes, in mehr als der Hälfte dieser Entfernung erkennt er den Unterschied einer Holunderbeere von einer Schwarzbeere. Sein an die Finsterniß gewöhntes Auge sieht in einer Dunkelheit, in welcher ein gewöhnliches Auge weder Farbe noch Umriß erkennt, noch ziemlich gut. Er unter-

---

*) Die linke Seite des Körpers zeigte sich immer als die bei weitem schwächere und reizbarere. D.

**) Nur die Gewürze, die er in seinem Käfig täglich mit dem Brode genossen hatte, Kümmel, Coriander, Anis und Fenchel, vertrug er nicht nur (selbst den so starken Fenchelzucker, wie man ihn in den Apotheken führt), sondern ihre Entbehrung fiel ihm auch äußerst schwer. Als er in Nürnberg jene Art stark gewürzten Brodes zum ersten Mal zu Gesichte bekam und genoß, weinte er vor Freude. Kümmelthee und Quantitäten bloßen Kümmels dienen ihm als palliative Heilmittel. D.

scheidet in einer für Andere gänzlichen Finsterniß *) noch Dunkelbraun und Dunkelroth, Dunkelgrün und Schwarz und dergl., und braucht in der Nacht kein Licht, um sich im Hause überall zurecht zu finden und mit Sicherheit umherzugehen; ja, er sieht in der Dämmerung besser, als bei hellem Tag, da ihn das Tageslicht blendet **). Am merkwürdigsten sind die bei ihm vorgekommenen Erscheinungen, die in das Gebiet des animalischen Magnetismus und des Hellsehens hinüberstreifen. In der Nacht, in welcher sich seine Krankheit brach, hatte er einen Traum, in welchem sich der Uebergang zur Genesung in einem freundlichen Bilde darstellte. Wenn von hinten sich Jemand auch ungesehen oder ungehört ihm naht, so weiß er es vermöge einer ganz eigenthümlichen Empfindung, welche ihm die Nähe lebendiger Wesen erregt. Wenn man die Hand gegen ihn richtet, so fühlt er eine Strömung von ihr ausgehen, die er mit dem Ausdruck: „Anblasen" belegt; beim Anfassen einer Hand befällt ihn, mit wenigen Ausnahmen (bei alternden Personen), ein kalter Schauder. Die meiste Empfänglichkeit für solche Eindrücke zeigt er (aus unbekannten Ursachen) in Beziehung auf mich. Er empfindet es, rückwärts gekehrt, wenn ich in einer Entfernung von hundert fünf und zwanzig Schritten die Hand gegen ihn ausstrecke. Eine ähnliche Empfindlichkeit äußert er gegen Metalle; er fühlt und unterscheidet durch die Stärke des Zuges Metalle, die man, ohne daß er es gesehen oder weiß, unter Papier verborgen hat. Diese Erscheinungen vermindern sich jedoch, so wie er jetzt kräftiger und gesunder wird.

---

*) Es gibt keine absolute Finsterniß, denn selbst im tiefsten Dunkel hören die Körper nicht auf, zu leuchten, welches sehr schwache Licht zwar nicht unser Auge im gewöhnlichen Zustande, aber doch das der Albinos, der Raubthiere, der Nachtvögel sammelt, und ein heftiger Schreck vermag zuweilen unsere Augen schnell in Lichtsammler zu verwandeln, so daß sie alle Gegenstände erleuchtet sehen und selbst die kleinsten unterscheiden. Hieraus kann Hr. Merker, der es lächerlich findet, daß Hauser im tiefen Dunkel noch Farben gesehen haben soll, weil Farben erst durch Einwirkung des Lichts dargestellt würden, das Gewicht seines Einwurfs erkennen. Von jener Fähigkeit Hausers habe ich mich durch Beobachtungen und Versuche überzeugt, bei denen derselbe keinen Betrug spielen konnte. D.

**) Auch bei hellem Tage jedoch erkannte er z. B. da wir ihm Blumen zerlegten, Bildungen in ihnen, welche Anderen mit bloßem Auge unerkennbar sind. D.

Zur Schilderung seiner geistigen Eigenthümlichkeit, wie sie sich bis jetzt gezeigt hat, mögen folgende Züge dienen. Er ist von der größten Gutmüthigkeit und Weichherzigkeit. Allen Menschen aber mißtraut er mehr oder weniger, was eine Folge seiner bisherigen Erfahrungen ist. Sein Urtheil ist scharf und treffend, seine Betrachtung außerordentlich fein. Autoritäten gelten nichts bei ihm; er vertraut nur eigener Anschauung, Erfahrung und Einsicht. Sein Verstand erkennt in seinen Anforderungen keine Gränzen an, und will absolut befriedigt sein; sein moralisches Gefühl äußert sich rigoristisch, in Hinsicht der äußern Ordnung und Reinheit ist er pedantisch. Seine Beharrlichkeit in Dingen, zu denen er sich selbst bestimmt hat, geht oft in Eigensinn über. Als seine hervorstechende Talente zeigen sich die technischen und künstlerischen. In Hinsicht seines mündlichen Ausdruckes ist er so weit, daß man sich mit ihm über alles, was in dem nun verhältnißmäßig schon sehr weiten Kreise seiner Vorstellungen und seiner Fassungskraft liegt, ohne große Schwierigkeit verständigen kann.

Die zwei größten Veränderungen, die mit seiner Sinnesweise und Ansicht der Dinge vorgingen, waren nach seiner eigenen Angabe folgende. Die erste trat ein, als ich ihm ein Buchstabenkästchen zum Lesen gebracht und angefangen hatte, ihn die Buchstaben kennen zu lehren. Von der Zeit an, sagt er, sei es mit dem Spielen aus gewesen; die Spielpferde, bis dahin seine größte Freude, wurden zurückgestellt und er war von nun an nur aufs Lernen bedacht. Die zweite große Veränderung brachte die Wahrnehmung des Keimens und Wachsens in ihm hervor. Er glaubte nämlich früher, daß Bäume, Blätter, Blumen, Früchte von Menschenhand gemacht und geformt wären, und da ich mich bemühte, ihm eine Vorstellung von Wachsthum der Vegetabilien zu geben, verhielt er sich ganz unglaublich dagegen. Ich ließ ihn daher (August 1828) einige Saamenkörner von verschiedener Art in Blumentöpfe stecken und verkündigte ihm, was geschehen würde. Er wollte mir alles glauben, wenn sich das bestätige. Und als nun die Körner wirklich aufgingen, gerieth er in nicht zu beschreibende Freude und Verwunderung und sieht seit dieser Zeit die Natur mit ganz andern Augen an *).

*) Jene Blumentöpfe, in welchen sich das Wunderbare ereignet hatte, zeigte er jedem, der nur zu ihm kam, als etwas Außerordentliches. So auch einmal

Um dem nachdenkenden Leser eine Vorstellung zu geben, wie Hauser im Herbst 1828 versuchte, seine Gedanken schriftlich auszudrücken, hebe ich aus der Daumer'schen Schrift (Seite 40 u. f. im ersten Heft) diese kurzen Aufsätze heraus, die so geblieben sind, wie er sie schrieb.

„Vor etliche Wochen habe ich von Gartenkreß mein Namen gesähet und dieser ist recht schön gekommen der hat mir eine solche Freude gemacht, das ich es nicht sagen kann und da ist einer in Garten herein gekommen hat viele Birn fortgetragen der hat mir meinen Namen Zertreten da habe ich geweint dann hat Herr Professor gesagt ich soll ihn wieder machen, ich habe ihn gemacht den andern Morgen haben mir wieder die Katzen Zertreten."

„Gestern bin ich auf der Peterheide gewessen da habe ich recht viele Menschen gesehen und viele andere Sachen auch Affen die haben viele Künsten gemacht aber diese sind abscheuliche Thire und ich habe auch Hunde gesehen die haben Tanzen können und haben schöne Kleider angehabt, die sind recht schön gewessen."

„Die Geschichte
von
Kaspar Hauser ich will es selbst beschreiben, wie hart es mir ergangen hat. Da wo ich immer eingespirt war in diesen Gefängniß da war es mir recht gut vorkommen, weil ich von der Welt nichts gewußt habe und so lange ich eingespirt war und keinen Menschen niemals gesehen habe. Ich habe zwei hölzerne Pferde und einen Hund gehabt, mit diesen habe ich immer gespielt, aber ich kan es nicht sagen, ob ich den ganzen Tag gespielt habe oder nicht weil ich nicht wußte was ein Tag oder eine Woche ist, und ich will es beschreiben wie es ausgesehen hat in dem Gefängniß da war ein Stroh darin u. s. w."

Ueber Kaspars eigenthümliche Empfindung für Mineralisches und

einem Frauenzimmer. Als dieses in dem Tone, in welchem man Kindern eingelehrte Redensarten abfragt, zu ihm sagte: Sage doch, Kaspar, wer hat denn das wachsen lassen? erwiederte er ganz unwillig über die ihm einfältig vorkommende Frage: Es ist von selber gewachsen. Aber, fuhr jene fort, es muß doch Jemand sein, der es hat wachsen lassen. Hauser würdigte die Fragerin keiner Antwort mehr. D.

Animalisches, über dessen empfindlichen Geruch, über seine Weichheit und Güte in den ersten Zeiten, so wie über sein Erstaunen, als er zum ersten Mal den gestirnten Himmel sah, gewähren noch nachstehende Auszüge sehr anziehende Aufschlüsse.

Hausers Empfindlichkeit (schreibt Prof. Daumer Seite 9 bis 11. Erstes Heft) gegen Berührungen war so groß, daß er, wenn man ihn z. B. mit der Hand gelinde an die Schulter rührte, zuckte und auch wohl sagte, man möge ihn nicht schlagen, indem er unter Schlagen eben jene Berührung verstand. — — —

Von mir und Herrn Prof. Herrmann (aus München) fühlte er die magnetische Einwirkung am stärksten, doch war das, was er von Letzterem empfand, bei weitem schwächer, als das, was von mir.

Ich trat einst mit jenem in sein Zimmer, als er, mit dem Rücken gegen die Thüre gekehrt, bei einer Arbeit sehr aufmerksam beschäftigt war. Da er in solchem Falle, in welchem er außer dem Gegenstande seiner Aufmerksamkeit nichts hörte noch sah, auch die magnetische Wirkung schwächer fühlte, so versuchte mein Freund, ob er es merke, wenn er in Entfernung den Finger gegen ihn hinhalte. Er that dies eine Zeit lang, ohne daß Hauser zu erkennen gab, daß er etwas verspüre; kaum aber hatte ich (schweigend, wie sich versteht) den Finger gegen ihn gerichtet, so schrak er zusammen und sah sich ganz verstört nach der Ursache dieser Einwirkung um.

Auf einem Spaziergange machte ich einst im Beisein von Herrn Prof. Wurms zu Nürnberg folgenden Versuch. Ich ließ ihn (Hauser) in ziemlicher Entfernung vor mir hergehen und sagte ihm, ich wolle gegen ihn mit der Hand herabfahren und er solle sagen, wenn er etwas empfinde. Ich fragte ihn zweimal, ob er nichts spüre, so daß es schien, als mache ich hinter ihm die Bewegung, die ich unterließ, worauf er verneinend antwortete. Als ich aber wirklich, und zwar sehr schnell mit der Hand herabfuhr, sah man in diesem Augenblick die Aeußerung des Frostschauders an ihm, worauf er sich umdrehte und sagte, nun sei ich mit der Hand herabgefahren. Bei andern Versuchen dieser Art, die ich im Freien anstellte, ohne daß Hauser etwas von dem wußte, noch wissen konnte, was ich hinter seinem Rücken vorhatte und that, da ich unbemerkt weit hinter ihm zurück-

geblieben war, waren Hr. Prof. Herrmann und Hr. Baron von Tucher Zeugen. Ich könnte noch mehr solche Fälle und noch mehr Namen anführen, doch denke ich, werden schon jene nebst den unten folgenden, Hausers Metallfühlen betreffenden, hinreichen, um jeden Verdacht, den Zweifelsüchtige auf ihn oder auf mein, des Einzelnen, Zeugniß werfen könnten, zum Schweigen zu bringen.

Animalisch Lebendiges (um Hausers Ausdruck beizubehalten) blies ihn an, Mineralisches nicht; hier pflegte eine Anziehung von verschiedener Stärke gefühlt zu werden. Bei Fassung und Berührung eines, wenn auch für die Empfindung Anderer nicht kalten *) Metalls, Glases u. s. w. fühlte er zugleich eine durch die Hand den Arm hinaufgehende Erkältung, deren Schnelligkeit bei verschiedenen Mineralien verschieden war. Wenn ihm der Arm durch Anfassen oder Annäherung von Metall oder Edelsteinen kalt wurde, so schwollen sichtlich und auffallend die Adern der Hand auf, die der Wirkung ausgesetzt gewesen. Ich legte in seiner Abwesenheit einen goldenen Ring, einen Zirkel von Stahl und Messing und eine silberne Reißfeder unter Papier, so daß man nicht sehen konnte, daß etwas darunter verborgen war. Ich ließ ihn über dieses Papier mit dem Finger herfahren, so daß das Papier nicht berührt wurde und er unterschied durch die verschiedene Stärke des Zugs, den jene Metalle gegen seinen Finger ausübten, sie alle. Wenn er mit seinem Finger über den Zirkel und die Reißfeder, die unter dem Papiere lagen, hinfuhr, fühlte er den Zug senkrecht hinab, wenn er oben oder unten über die Enden hinausfuhr, schief zu jenen Instrumenten hin. Zufällig lag einst ein Blatt Papier auf dem Tisch, unter welches nichts verborgen worden war. Ich sagte im Beisein Herrn Doctor Osterhausens und Herrn Kronanwalts Brunner aus München zu Hauser, der ins Zimmer trat, er möge versuchen, ob kein Metall darunter liege. Er fuhr mit dem Finger darüber hin und sagte an einer bestimmten Stelle: da ziehe es. Diesmal hast du dich getäuscht, sagte

*) Lebendiges fühlt er um so kälter, je wärmer es war, z. B. wenn Jemand durch Bewegung erhitzt war. Tauchte ich meinen Finger in kaltes Wasser, so fühlte er bei Berührung desselben keine oder viel geringere innere Kälte, als außerdem. D.

ich betroffen über den mir früher nie vorgekommenen Fall, und hob das Papier auf. Hauser fühlte wieder an die Stelle hin, wo er den Zug gefühlt, und behauptete, nachdem das Papier hinweggenommen war, es ziehe noch immer. Wir vermutheten nun, daß unter der Wachsdecke des Tisches etwas verborgen sei, wiewohl wir nicht sogleich durch Betasten der Stelle etwas entdecken konnten, doch kam nach genauerer Nachforschung an der von Hauser bezeichneten Stelle eine Nadel zum Vorschein, die also Hauser durch die Wachsdecke und das Papier hindurchgespürt hatte. Jemand legte ihm, um ihn zu prüfen, ein ausländisches Goldstück, von der ungefähren Größe und Dicke eines Kreuzers, ohne daß er es ansehen konnte, in die Hand. Er ließ sich nicht täuschen, sondern sagte, der Empfindung nach, die es ihm verursache, müsse es Gold sein. Zu Anfang Decembers (1828), als er schon für Gold, welches sonst stark gewirkt, keine Empfindung mehr hatte, setzte ihm Herr Dr. Prun zu Nürnberg, in meinem Beisein, ein verschlossenes, mit Papier umwickeltes, kleines Glas, welches halb mit Quecksilber gefüllt war, in die Hand, ohne daß er wußte, was es war. Brennender Schmerz und Anziehen wurde auf dem Fleck der Hand verspürt, auf welchen es aufgesetzt worden, ein starker Kälteschauder ging durch den ganzen Leib, worauf ihm bald heiß wurde und Schweiß auf die Stirne trat, welcher letztere wenigstens kein Betrug sein konnte. Er befand sich einmal einen Schritt weit von einem Pulte, in welchem ein Päckchen mit verschiedenen Edelsteinen gefüllt befindlich war. So wie es geöffnet wurde, sah er mit verstörten Blicken nach ihm hin und sagte, hierin sei etwas, was ihn ziehe. Als ich einen mit Papier umwickelten Diamant gegen ihn hielt, und ihn um die Wirkung dessen befragte, was darin sei, sagte er, was in dem Papier sei, wirke wie der Diamant eines ihm gehörigen Ringes. — — —

Als ich ihm einmal (Herbst 1828) von Ferne den Johanniskirchhof bei Nürnberg zeigte, bat er mich, ihn den Ort in der Nähe besehen zu lassen, wo die gestorbenen Menschen in ihren unterirdischen Kammern schliefen; denn unter der Vorstellung eines langen Schlafs war ihm der Begriff des Todes genähert worden. Einen widrigen Ein-

druck fürchtend sagte ich ihm, ich wolle ihn zwar näher führen, er solle mir es aber sagen, sobald er etwas Widriges zu empfinden anfangen würde. Ungefähr sechs Schritte weit vom Eingang ward er von der Ausdünstung der Gräber (obwohl es ein kühler heller Herbstmorgen war) stark ergriffen. Er hatte sie weit früher empfunden, allein da er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Steinbilder am Kirchhof gerichtet hatte, und begierig war, sie zu besehen, hatte er unterlassen, es mir anzuzeigen. Er bekam starken Frost und machte die Geberden heftigen Schauderns. Nach einiger Zeit kam Aufstoßen, bald darauf fing Wärme vom Unterleib an sich langsam nach oben zu verbreiten. Vom Hals an stieg sie schnell in den Kopf, es erschien Schweiß auf der Stirne und es erfolgte so starke Hitze, daß sein Hemd von Schweiß ganz durchnäßt wurde und selbst der Hosenträger an demselben sich abfärbte. Solche Hitze, sagte er, habe er noch nie empfunden. In der Nähe des Thores ward ihm wieder wohl. Doch klagte er, daß seine Augen durch jene Einwirkung dunkler geworden seien. Alles Wahrnehmbare dieser Begebenheit habe ich aufmerksam beobachtet.

Das rührende Bild der reinsten Güte, welches Hausers Erscheinung in den ersten Zeiten gewährte, übertrifft alles, was von dieser Art die Phantasie sich erfinden könnte, und läßt sich in der Fülle seiner Lebendigkeit durch keine Beschreibung ausdrücken. Aus dem Jahre 1828 sind folgende Züge.

Seine eigene Empfindlichkeit gegen äußere Einwirkungen auf alle lebendigen Wesen übertragend, konnte ihm selbst das, was Andern nicht wehe that, in Schrecken versetzen. Als ihn einmal jemand aufforderte, ihm mit einer Ruthe einen kleinen Schlag zu versetzen, war er nicht dazu zu bringen; es thue ihm selbst gar zu weh, sagte er. Schlug vor seinen Augen einer den andern und versicherte auch der Geschlagene lachend, keinen Schmerz zu fühlen, so vermochte dies den Schrecken und Schmerz, den Hauser bei solchem Anblick fühlte, nicht aufzuheben. — — — Ich sah ihn um die Zeit, da er mir übergeben wurde, in Angst und Unwillen gerathen, als jemand eine Katze, um sie ihm zu zeigen, beim Kragen in die Höhe hob. Die Flöhe,

die ihn im Thurm gewaltig peinigten und mit ihren Stichen aus dem Schlaf weckten, sah er mit Unwillen tödten, und begnügte sich, sie zum Fenster hinaus zu schaffen. ——— Wenn er einen Vogel oder andere Thiere eingesperrt sah, betrübte er sich und sagte, dieses Thier möchte auch gern frei sein, warum man es einsperre? Er betrübte sich fast bis zu Thränen, als er hörte, das Pferd, das er zu reiten pflegte, habe ein geschwollenes Bein, und als er hörte, dieses Pferd werde auf dem Theater einen Maulesel vorstellen, erzürnte er sich und sagte, diesen braven Gaul müsse man nicht foppen. Sahe er Thiere nach einem Fraß lüstern, so drang er darauf, sie zu befriedigen. Ich mußte ihm einst erlauben, einem Vogel, der gebraten werden sollte, die Freiheit zu geben, um nicht sein Gemüth gegen mich zu empören. Man kann keine Vorstellung von der rührenden Kindlichkeit haben, mit der er für ihn bat, und von dem Entzücken, mit dem er den Vogel davon fliegen sah. — — —

Das erste, was er (im Sommer 1828) las und zugleich verstand, war die Geschichte Josephs und seiner Brüder. Er hatte darüber eine unaussprechliche Freude; aber über die Härte, mit welcher Joseph in Aegypten seine Brüder Anfangs behandelte, beklagte er sich sehr und sagte, das sei nicht schön von ihm gewesen. Er an Josephs Stelle würde die Brüder nicht geängstigt, denen, die ihm Böses gethan hätten, so viel als sie nöthig gehabt, gegeben und von sich gelassen, den Ruben aber, der ihm das Leben gerettet, bei sich behalten haben. Der kaum zum Leben erwachte Findling läßt hier den alttestamentalischen Mann Gottes an Zartgefühl und Edelmuth weit hinter sich. Obgleich noch ohne alle religiöse Bildung, ja von Religion und Christenthum nichts wissen wollend, vergilt er nicht Böses mit Bösem, ja, er will wohlthun denen, die ihn gehaßt und ins Elend gestürzt haben. Aber wie menschlich wahr zugleich ist jene Aeußerung, die bei Hauser der Handlung selbst ganz gleich zu achten ist! Er will zwar denen nicht übel, die ihn so grausam behandelt haben, aber lieben kann er sie doch auch nicht. Er giebt ihnen reichlich, damit sie keinen Mangel leiden, und will sie dann nicht weiter um sich haben. Den Ruben aber, der ihm Gutes gethan, den liebt er, den behält er bei sich.

Eine seiner köstlichsten Aeußerungen, die er im October 1828 that, ist folgende: Er denke auch deßhalb ungern an seine Einsperrung zurück, weil er sich die Angst vorstelle, in der der Unbekannte, der ihn gefangen hielt, gelebt haben müsse. Dieser habe wahrscheinlich immer auf seinen Tod gehofft, der nicht erfolgt sei, und so glaube er, daß der Unbekannte, bis er sich seiner entledigt habe, in der qualvollsten Unruhe gelebt habe, was ihm wehe thue, wenn er sich's vorstelle. Solche Aeußerungen waren damals bei Hauser weder durch Erziehung und Bildung überhaupt, noch insbesondere durch religiösen Einfluß begründet, sie flossen rein und selbstständig aus seiner in ihrer Ursprünglichkeit noch ungetrübten Menschennatur, die aber das Leben in der Welt bald zum Abfall von sich selber nöthigte.

Der an ihm verübte Mordversuch (siehe unten) machte einen übeln Eindruck auf sein Gemüth. Er äußerte nachher, wenn der Unbekannte, der ihn in der Gefangenschaft gehalten und von dem er fest behauptete, er sei derselbe, der jene That verübt, früher entdeckt worden wäre, würde er für ihn gebeten haben, weil er ihn doch als Kind aufgenährt und nicht getödtet habe. Jetzt aber, wenn man ihn ergriffe, möge man mit ihm thun, was man wolle. Als er einige Wochen nach seiner Verwundung sich im Schießen nach der Scheibe übte und einmal gut getroffen hatte, kam er jubelnd zu mir gelaufen und sagte, jetzt könne er schon einen Menschen todtschießen. So umgestimmt war damals das früher so harmlose Wesen, das kein Thierchen zu beleidigen vermochte, auch wenn es ihn selber quälte.

Im August 1828 (siehe Seite 37 u. f.) sah er in meinem Hause zum erstenmale den gestirnten Himmel. Sein Erstaunen, sein Entzücken läßt sich nicht beschreiben. Er konnte sich nicht satt daran sehen, kehrte immer zum Anschauen dieses Glanzes zurück und bemerkte die Sterngruppen und die ausgezeichnet hellen Sterne mit ihren verschiedenen Farben. Das sei das Schönste, sagte er, was er jemals gesehen, und fragte, wer die vielen schönen Lichter da hinaufsetze, anzünde und wieder auslösche. Als man ihm sagte, daß sie wie Sonne und Mond immer fort leuchteten, aber nicht immer gesehen würden, fragte er, wer sie zuerst da hinaufgesetzt, so daß sie immer fortbrennten. Endlich ver-

sank er in tiefes Nachdenken, indem er, wie gewöhnlich in solchem Falle, unbeweglich und mit gesenktem Kopfe dastand, nichts mehr sehend und hörend. Als er wieder zu sich kam, hatte sich seine Freude in die tiefste Schwermuth verwandelt. Er ließ sich zitternd auf einen Stuhl nieder und fragte, warum ihn jener Böse immer eingesperrt gehalten, und nichts von all diesen Schönheiten gezeigt habe, da er doch nichts Böses gethan. Er brach in ein langes, schwer zu stillendes Weinen aus. Man solle den Mann, äußerte er unter Anderem, auch einmal zwei Tage lang einsperren, damit er wisse, wie hart es sei; — wobei zu bemerken, daß er früher von einer Bestrafung des Mannes durchaus nichts hatte wissen wollen. Nur der Schlummer vermochte ihn endlich zu beruhigen. Er schlief erst gegen 11 Uhr ein, — etwas bei ihm noch nie Vorgekommenes.

Die homöopathischen Heilversuche, die an Hauser durch Sulphur, Silicea, Ipecacuanha und Nux vomica, Arnica, Calcaria, Aconitum, Lycopodium, Rhus u. s. w. gemacht wurden und von dem Prof. Daumer auf 60 und einigen Seiten umständlich angeführt sind, dürften, so günstig sie auch für die Homöopathie selbst scheinen mögen, auf manche unbefangene Leser in dieser Uebersicht eben nicht erfreulich wirken. — Angenommen, daß diese Mittel, welche nur durch Riechenlassen von einer gewissen Entfernung aus in Anwendung kamen, wirklich Hauser in gewissen Zeiträumen von dem und jenem Uebel befreiten und ihm endlich eine ziemlich gute Gesundheit verschafften: so macht doch das Register seiner durch gerochene Medicin hervorgebrachten Leiden einen widrigen, schwer zu bekämpfenden und mithin ganz andern Eindruck auf das Gemüth des Lesers, (wie Bemerker dieses aus seiner und fremder Erfahrung weis), als der Verfasser hoffen mochte. Wer fortwährend von so vielen, durch diese Versuche veranlaßten Trübsalen liest, durch welche erst der arme Hauser zum Heile gelangt, wie z. B. bald heute, bald morgen von heftigem Nasenbluten, Schwindel, Stechen, Brennen und Drücken, von Erschlaffung, von Bewußtlosigkeitsanfällen, von Abmagerung mit starkem Haarausgehen, von auffallenden Gemüthsbewegungen, vom Thränen der Augen, Blutspucken, Erbrechen u. s. w. u. s. w., der muß unwillkührlich an die von Herrn Kerner gemiß-

handelte Seherin von Prevorst denken. Nur findet der bedeutende Unterschied statt, daß den Prof. Daumer im Ganzen gewissenhafte Vorsicht und innige Liebe zu seinem Zögling bei einem Verfahren leitete, welches an sich auf den achtungswürdigen Mann keinen Schatten wirft; daß aber Herr Kerner, der die Kranke als Mittel nur, als res (nach altrömischem Rechtsbegriff) und nicht als persona für seinen Zweck mitleidslos benutzte, die Unglückliche durch allerlei Versuche aus einer Qual in die andere stürzte, von Schauder zu Schauder, von entsetzlichem Krampf zu neuer Marter, auf Minuten, Stunden, Tage und Wochen. Kein Wunder, wenn dem langsam gefolterten Weibe auf ihrem Lebenskreise siebzig und mehrere Tage fehlten, d. h. auf eine lieblose, unverzeihliche, schreckliche Weise ihr genommen waren! Herr Kerner hat sie größtentheils auf dem Gewissen. Wer kann in dieser Hinsicht ohne Schauder und zugleich ohne tiefen Verdruß sein aufgedunsenes Buch in die Hände nehmen, das mit allem Geisterspuk, mit allem neuerweckten Köhler- und Mönchsglauben aus der alten Zeit eine nur zum Theil wahre Geschichte ausstaffirt und herausputzt? das die Heldin der Erzählung eben so sprechen, dichten und hier und da dieselben Sprachfehler machen läßt, wie Herrn Kerner, welcher sich also mit der Seherin in einen Autor-Rapport gesetzt hat, (denn einen andern läugnet er,) und welcher fein demüthig in der Einleitung den Leser mit dem herablassenden herrnhutischen: „Mein Lieber,“ und ungemein häufig anredet? Glaubten wir nur an die Hälfte der Begebenheiten dieses Buchs, müßten wir dann nicht jeden Augenblick gegen einen luftdünnen Geist fahren und von ihm in allen Zimmerecken, Gängen und vollends auf dunkeln Wegen in der Nacht angeblasen und geneckt werden? Welch ein erbärmlicher Mensch, den immer Geister hemmten, und welch ein elender Himmel, wenn erst noch so lange Zeit Seelen auf der Erde als dienende Schutzgeister und Dämonen herumgequält und gelangweilt würden! —

Wir nehmen den Faden der Erzählung wieder auf, in welcher Feuerbach (Seite 121) so fortfährt:

Kaspar Hausers Gesundheit hatte unter sorgfältiger Pflege der

würdigen Daumerischen Familie, bei zweckmäßiger Leibesbewegung und angemessener Beschäftigung bedeutend gewonnen. Er lernte fleißig, nahm zu an allerlei Kenntnissen, machte Fortschritte im Rechnen und Schreiben, und brachte es im Letztern bald so weit, daß er, ungefähr im Sommer 1829, es unternehmen konnte, dem Verlangen seiner Vorgesetzten entsprechend, die Erinnerungen seines Lebens in einen schriftlichen Aufsatz zu bringen. Diesen ersten Versuch eigener Darstellung seiner Gedanken, so gewiß er nur als Urkunde seiner lange zurückgehaltenen Bildung und der Dürftigkeit und Ungelenkigkeit seines noch ganz kinderhaften Geistes gelten konnte, betrachtete gleichwohl er selbst mit den Augen eines jungen Autors, der sein erstes Feder-Product aus der Presse hervorgehen sieht. In seinem Schriftstellerkitzel wurde die sogenannte Lebensbeschreibung den ihn besuchenden Einheimischen und Fremden vorgezeigt, und bald erzählte man sogar in mehrern öffentlichen Blättern: — Kaspar Hauser arbeite an seiner Lebensbeschreibung. Sehr wahrscheinlich, daß gerade dieses Gerücht die Katastrophe herbeiführte, die bald nachher, im October desselben Jahres (1829), seinem kurzen Leben ein tragisches Ende zu bereiten die Absicht hatte *).

*) Daß dieses Gerücht allein jenen Mordangriff auf Hauser veranlaßt habe, wie Feuerbach vermuthet, ist doch zu bezweifeln. Vom Augenblick der mißlungenen Absicht an, Hauser ohne großes Aufsehen in Nürnberg unterzubringen, bereuten es ohne Zweifel die verborgenen Feinde, den Jüngling am Leben gelassen zu haben. Was Alles konnte der Lebende gegen sie zeugen! In welche Gefahren konnte er sie vor und nach einer möglichen Entdeckung ihrer Thaten bringen, da alle Augen auf den Unglücklichen geheftet waren! Welche Rechte konnte er lebend geltend machen! — Dann die täglich zunehmende Aufmerksamkeit des Publikums auf das heimliche Verbrechen, auf den armen Mißhandelten; der Besuch von hundert und hundert Fremden; diese und jene gerichtliche Nachforschung, die vielleicht einen den Bösewichtern nahen Weg verfolgte oder nur zufällig andeutete — — Dies Alles zusammen und nicht das einzelne Gerücht, Hauser schreibe nach seinen Erinnerungen seine Lebensgeschichte, war Veranlassung genug, gegen Hauser mit einem Mordangriff vorzuschreiten, zu welchem man wahrscheinlich jetzt erst, im October 1829, die schickliche Gelegenheit fand. Für diese, gegen die Feuerbach'sche Ansicht gerichtete Behauptung dürfte auch der — endlich an Hauser vollbrachte Mord sprechen. Später, als Hauser nicht mehr in Nürnberg war, fürchteten die Verbrecher, die gewiß wie Falken von hoher Felsenhorst aus von Allem, was vorging, immer treue Kunde

Kaspar Hauser — wenn es erlaubt ist, hier Vermuthungen einzuflechten — war dem oder denjenigen, die ihn im Verborgenen verwahrten, endlich zur gefährlichen Last geworden. Das Kind, das man lange gefüttert hatte, war zum Knaben, endlich zum Jüngling herangewachsen. Er fing an unruhig zu werden, es regten sich seine Kräfte, er machte schon zuweilen Lärm und mußte durch empfindliche Schläge — wovon er noch die frischen Spuren nach Nürnberg mitbrachte — zur Ruhe gebracht werden. Warum man sich seiner nicht auf anderem Wege entledigte? warum man ihn nicht tödtete? warum man ihn überhaupt nicht schon als Kind aus der Welt geschafft? ob er nicht vielleicht seinem Wärter in mörderischer Absicht übergeben worden, dieser aber, entweder aus Mitleid oder um gewisse, dem auf die Seite geschafften Kinde günstigere Zeiten abzuwarten, oder aus andern, leicht denkbaren Beweggründen, das Kind auf eigene Gefahr beim Leben erhalten und aufgefüttert habe? bleibt der Vermuthung eines Jeden Preis gegeben. Indessen — die Zeit war gekommen, oder sie war vielmehr nicht gekommen; der Verheimlichte konnte nicht länger verborgen gehalten werden, man mußte seiner auf irgend eine Weise los zu werden suchen und — schaffte ihn in Bettlergewand nach Nürnberg, wo er, wie man hoffte, als Vagabund oder Blödsinniger in irgend eine öffentliche Anstalt, oder, wenn die ihm mitgegebene Empfehlung zum Reiterstand berücksichtigt wurde, als Soldat in einem Regiment verschwinden sollte. Gegen alle Erwartung traf keine dieser Berechnungen ein; der unbekannte Findling gewann sich menschliche Theilnahme, wurde Gegenstand öffentlicher allgemei-

---

hatten, nichts weniger, als des Findlings auf so wenige Thatsachen beschränktes Erinnrungsvermögen, dessen Grenzen sie auch vom Anfang seines Auftretens her in Nürnberg kannten; — aber viel in jeder Art besorgten sie von seinem Fortleben überhaupt, von der durch seinen Anblick täglich gesteigerten Theilnahme des Publikums an seinem Schicksal und, wie früher, von der auf diese Art immer neu angeregten Untersuchung. Der lebende Hauser war — das wußten die im Hinterhalt Lauernden — ein steter Mahner; sein ganzes Bild war eine Donnerrede an Alle: Auf! was Mensch heißt, entdeckt meinen Quäler, den Räuber meines Glücks! Der todte Hauser, — nun ist er stumm geworden und mit Erde bedeckt. Und allmählich wird die Begeisterung für ihn erkalten und das Feuer der Untersuchung erlöschen. W.

ner Aufmerksamkeit; die Tagblätter füllten sich mit Nachrichten und Nachfragen über den räthselhaften jungen Mann; erst ein Adoptiv-Kind Nürnbergs, wofür ihn der Magistrat dieser Stadt in seiner öffentlichen Bekanntmachung erklärt hatte, wird er endlich sogar das Kind — Europas. Man spricht aller Orten von Kaspars geistiger Entwickelung, man erzählt dem Publikum Wunder von seinen Fortschritten und — nun schreibt sogar dieser Halbmensch seine Lebensbeschreibung! Wer sein Leben beschreibt, muß von seinem Leben etwas zu erzählen wissen; es mußte daher denen, die alle Ursache hatten, in der Dunkelheit zu bleiben, welche sie um sich selbst und die zu ihnen führenden Spuren gezogen hatten, bei der Nachricht von einer Auto-Biographie Kaspars etwas eng um die Brust werden. Der Plan, den armen Kaspar in den Wellen der ihm fremden Welt lebendig zu begraben, war vereitelt; und nun erst wurde, wie die geheimen Verbrecher glauben mochten, Kaspars Ermordung für sie eine Art von Nothwehr.

Kaspar pflegte Vormittags von 11—12 Uhr außer dem Haus eine Rechnungsstunde zu besuchen. Aber am Sonnabend den 17. October blieb derselbe, weil er sich unwohl fühlte, auf Geheiß seines Erziehers, zu Haus. Prof. Daumer machte um diese Zeit einen Spatziergang, und außer Kaspar, den man auf seinem Zimmer wußte, blieb Niemand in der Daumer'schen Wohnung zurück, als Daumers Frau Mutter und dessen Schwester, die um diese Zeit mit Reinigung des Hauses beschäftigt war.

Das Haus, in welchem Kaspar bei Daumer wohnte, liegt in einem entfernten, wenig besuchten Theil der Stadt, auf einem außerordentlich großen, kaum übersehbaren, öden Platz. Das Haus, nach alter Nürnberger Bauart, äußerst unregelmäßig gebaut, voll Ecken und Winkel, besteht aus einem Vordergebäude, welches der Hausherr bewohnte, und einem Hintergebäude, in welchem die Daumer'sche Familie ihre Wohnung hatte. Eine eigne Hausthür führt über einen, den Hofraum von zwei Seiten einschließenden, Gang zur Treppe des Daumer'schen Quartiers und auf jenem Gang ist, nebst einem Holzstall, Geflügelraum und andern ähnlichen Behältnissen, dicht unter einer Wendel-Treppe, in einem Winkel, ein sehr niedriger, schmaler,

enger Abtritt. Der ohnehin kleine Raum, in welchem sich der Abtritt befindet, war durch eine davor stehende spanische Wand noch mehr verengt.

So oft Kaspar dieses heimliche Gemach besuchen wollte, legte er, nach seiner Gewohnheit und Reinlichkeitsliebe, immer erst Rock und Weste auf seinem Zimmer ab, und ging so, bis auf die Hosen entkleidet, in bloßem Hemd mit nacktem Hals auf jenes Gemach. Noch ist zu bemerken, daß wer auf dem eben bezeichneten Gang zu ebener Erde, allenfalls in der Nähe der Holzkammer, sich befindet, sehr gut beobachten kann, wer von der Treppe herab kommt und auf den Abtritt geht.

Als gegen 12 Uhr des oben bemerkten Tages die Schwester des Prof. Daumer, Katharina, mit Fegen der Wohnung beschäftigt war, wurde sie auf der Treppe, die vom ersten Stockwerk nach dem Hofe führt, mehre Blutflecken und blutige Fußspuren gewahr, die sie sogleich aufwischte, ohne sich dabei etwas besonders Arges zu denken. Sie meinte, Kaspar möge auf der Treppe aus der Nase geblutet haben, und ging auf dessen Zimmer, um ihn darüber zur Rede zu stellen. Sie fand Kaspar nicht, wohl aber bemerkte sie in dessen Stube, nahe an der Thüre, ebenfalls ein paar blutige Fußtritte. Nachdem sie wieder die Treppe herab gegangen war, um auch den oben bezeichneten Gang im Hofe zu fegen, fielen ihr abermals einige Blutspuren auf dem Steinpflaster dieses Ganges in die Augen. Sie kam bis zum Abtritt und hier lag ein ganzer dicker Haufen gestockten Bluts, das sie der eben herbeikommenden Tochter des Hausherrn zeigte, welche meinte, es sei dieses Blut von einer Katze, welche hier ihre Jungen geworfen habe. Daumers Schwester, welche dieses Blut sogleich hinwegschwemmte, war nun um so mehr in der Meinung bestärkt, Hauser habe die Unreinlichkeit auf der Treppe gemacht; er müsse in diese Blutlache getreten sein und beim Hinaufgehen seine Füße nicht zuvor gereinigt haben.

Es war bereits 12 Uhr vorüber, der Tisch war gedeckt, und Kaspar, der sonst immer um diese Stunde pünktlich zum Essen kam, blieb dies Mal aus. Die Mutter des Prof. Daumer ging daher aus ihrem Zimmer herab, um Kaspar zu rufen, fand ihn aber auf seiner

Stube eben so wenig, als zuvor ihre Tochter. Frau Daumer sah an der Wand seinen Rock hängen und auf dem Clavier seine Chemisette, Halsbinde und Weste. Sie schloß hieraus für gewiß, Kaspar müßte auf dem heimlichen Gemach sich befinden, ging herab, ihn hier zu suchen, fand ihn auch hier nicht, und wollte sich wieder hinauf in ihr Zimmer begeben, als ihr eine Nässe auf der Kellerthür auffiel, die ihr wie Blut vorkam. Schlimmes ahnend hob sie die Kellerthür auf, bemerkte auf allen Kellerstufen theils Blutstropfen, theils größere Blutflecken, stieg nun bis zur untersten Stufe hinab und sah von hier aus in dem von Wasser angefüllten Keller in einem Winkel etwas Weißes aus der Ferne schimmern. Frau Daumer eilte zurück, und forderte die Magd des Hausherrn auf, mit einem Licht in den Keller zu gehen, um nachzusehen, was darin Weißes liege. Kaum hatte diese auf den bezeichneten Gegenstand hingeleuchtet, so rief sie: „da liegt der Kaspar todt!“ — Die Magd und der Sohn des Hausherrn, der indessen ebenfalls herbeigekommen war, hoben nun Kaspar, der kein Lebenszeichen von sich gab, und dessen todtenbleiches Gesicht mit Blut bedeckt war, vom Boden auf, und trugen ihn aus dem Keller. Oben angekommen, gab er durch ein gewaltiges Stöhnen das erste Lebenszeichen; dann rief er mit dumpfer Stimme: „Mann! Mann!“ Er wurde sogleich in das Bett gebracht, wo er mit geschlossenen Augen von Zeit zu Zeit folgende abgebrochene Worte und Sätze bald schrie, bald vor sich hinmurmelte:

„Mutter! — Professor erzählen — Abtritt — Mann schlagen — schwarzer Mann, wie Küchen *) — Mutter sagen — nit funden — mein Zimmer — in Keller verstecken.“

Es überfiel ihn hierauf ein gewaltiger Fieberfrost, der bald in heftige Paroxysmen, endlich in völlige Tobsucht überging, in welcher einige starke Männer Mühe hatten, ihn zu halten. In seinen Wuthkrämpfen biß er von einer Porcellantasse, worin man ihm ein warmes Getränk beizubringen suchte, ein ganzes Stück heraus, und schluckte es mit dem Getränk in sich hinein. Beinahe 48 Stunden befand er

*) Bezieht sich auf einen Fall, wo Kaspar von dem Kaminkehrer, der in der Küche fegte, sehr erschreckt worden war.

sich im Zustand vollkommener Geistesabwesenheit. In seinen Delirien, während der Nacht, sprach er von Zeit zu Zeit folgende abgebrochene Sätze vor sich hin:

„Herrn Bürgermeister sagen. — Nicht einsperren! — Mann weg! — Mann kommt! — Glocke weg! — Ich nach Fürth herunter reiten. — Nicht nach Erlangen in Wallfisch. — Nicht umbringen, nicht Mund zuhalten, nicht sterben! — Meine Nothdurft verrichten; nicht umbringen! — Hauser wo gewesen; nicht nach Fürth heute; nicht mehr fort; schon Kopfweh. — Nicht nach Erlangen in Wallfisch! — Der Mann mich umbringen! Weg! nicht umbringen! — Warum Mann mich umbringen? ich auch gern lebe. — Warum Du mich umbringen? ich Dir niemals was than. — Mich nicht umbringen! ich doch bitten, daß Du nicht eingesperrt wirst. — Hast mich niemals herausgethan aus meinem Gefängniß, Du mich gar umbringen! — Du mich zuerst umgebracht, ehe ich verstanden, was Leben ist. — Du mußt sagen, warum auch eingesperrt hast gehabt u. s. w.“ Die meisten dieser Sätze wiederholte er sehr oft unordentlich durch einander. Die von dem Untersuchungsgericht — dem die Polizeibehörde endlich jetzt die Behandlung der Hauser'schen Sache überlassen hatte — unter Zuziehung des Stadtgerichts-Physikus Dr. Preu am 20. October vorgenommene Besichtigung Hausers gewährte folgendes Ergebniß:

Man fand die Stirn des im Bette liegenden Hauser in der Mitte durch eine scharfe Wunde verletzt, über deren Größe und Beschaffenheit der Gerichtsarzt nachstehendes visum et repertum zu Protocoll gab:

Die Wunde befindet sich auf der Stirne, 10½ Linie über der Nasenwurzel quer auslaufend, in der Art, daß 2/3 derselben auf der rechten Stirnhälfte sich befinden, das letzte Dritttheil auf der linken. Die ganze Länge der in gerader Linie hinlaufenden Wunde beträgt 19½ Linien. Gegenwärtig (20. October) sind beide Wundränder mit einander vereinigt, und lassen kaum noch einen Zwischenraum von ¼ Linie bemerken. Doch ist dieser am linken Ende etwas breiter, als im ganzen Verlauf der Wunde; daher

angenommen werden muß, daß sie hier am tiefsten eingedrungen." — „Was die Entstehung der oben beschriebenen Wunde betrifft, so ist solche unverkennbar mit einem sehr schneidenden Instrumente mittelst Hieb oder Stoß (?) dem Hauser beigebracht worden. Die scharfen Ränder der Wunde sprechen für die scharfe Schneide des Instruments; das gleiche Auslaufen der Wunde bezeichnet deren Entstehung durch Hieb oder Stoß (?), weil, wenn die Wunde rein geschnitten worden wäre, Anfang und Ende seichter und schmäler, die Mitte aber tiefer und eben darum klaffender erscheinen müßte. Am wahrscheinlichsten ist aber ihre Entstehung mittelst Hiebs, weil beim Stoß mehr Quetschung der zunächst anliegenden Theile bemerkt worden wäre — u. s. w." Die Wunde war, wie der Arzt erklärte, an und für sich unbedeutend und hätte an jeder andern Person leicht in 6 Tagen geheilt werden können. Allein bei Kaspars höchst reizbarem Nervensystem war er erst nach 22 Tagen von den Folgen der Verwundung genesen.

Kaspar erzählte das Ereigniß im Wesentlichen, wie folgt:

„Am 17. hatte ich die Rechnungsstunde, die ich täglich bei Herrn E. von 11 bis 12 Uhr zu besuchen pflegte, aussetzen müssen. Ich hatte nämlich eine Stunde zuvor, als ich Herrn Doctor Preu besucht hatte, von diesem eine welsche Nuß erhalten, und fühlte mich darauf, obgleich ich kaum den 4ten Theil davon genossen hatte, höchst unwohl. Herr Professor Daumer, den ich hievon in Kenntniß gesetzt hatte, befahl mir, diesmal meine gewöhnliche Stunde nicht zu besuchen, sondern zu Haus zu bleiben. Herr Prof. Daumer ging aus; ich verfügte mich auf meine Stube. Ich wollte mich mit Schreiben etwas beschäftigen; aber Leibschmerzen verhinderten mich daran und ein natürliches Bedürfniß nöthigte mich auf den Abtritt zu gehen. Wegen Leibreißens mußte ich mich länger als eine halbe Viertelstunde auf dem Abtritte aufhalten, wo ich zuletzt von der untern Holzkammer her ein Geräusch vernahm, demjenigen ähnlich, welches mit Eröffnung dieser Thür gewöhnlich verbunden und mir wohl bekannt ist. Auch nahm ich vom Abtritt aus einen leisen Ton der Hausthürglocke wahr, welcher mir jedoch nicht vom Anschellen, sondern von unmittelbarer Be-

rührung der Glocke selbst herzurühren schien. Gleich nachher hörte ich leise Fußtritte vom untern Gang her und zugleich sah ich durch den Raum zwischen der vor dem Abtritt befindlichen Tapete (spanischen Wand) und der Stiege selbst, daß eine Mannsperson aus dem Gang daher schlich. Ich bemerkte den ganzen schwarzen Kopf der Mannsperson und meinte, es sei der Schlotfeger. Ich verweilte noch einen Augenblick auf dem Abtritt, um vom Schlotfeger nicht gerade im Aufstehen bemerkt zu werden. Als ich mich aber hierauf vom Sitze des Abtritts aufrichtete und meinen Kopf, während ich meine Beinkleider wieder aufziehen wollte, aus dem engen Abtritt etwas hervorstreckte, stand plötzlich der schwarze Mann vor mir und gab mir einen Schlag auf den Kopf, in Folge dessen ich sogleich mit dem ganzen Körper auf den Boden vor dem Abtritt niederfiel. (Nun folgt die Beschreibung des Mannes, welche nicht wohl mittheilbar ist.) Vom Gesicht und von den Haaren dieses Mannes konnte ich gar nichts wahrnehmen; denn er war verschleiert und zwar, wie ich glaube, mit einem über den Kopf gezogenen schwarzen seidenen Tuche." —

„Nachdem ich geraume Zeit bewußtlos gelegen sein muß, kam ich endlich wieder zu mir, spürte etwas Warmes mir über das Gesicht laufen und griff nach der Stirn mit beiden Händen, die hierauf blutig wurden."

„Erschreckt hierüber wollte ich zur Mutter laufen *), kam aber in der Verwirrung und Angst (denn ich fürchtete immer, der Mann, der mich geschlagen, sei noch im Haus und werde zum zweiten Mal über mich kommen) statt zur Thür der Mutter an den Kleiderschrank**) vor meiner Stube. Hier verging mir das Gesichte und ich suchte mich durch Anhalten mit der Hand am Schranke aufrecht zu erhalten ***). Als ich mich erholt hatte, wollte ich abermals zur Mutter hinauf, kam aber, in weiterer Verwirrung, statt die Treppe hinauf, die Treppe herab und befand mich zu meinem Entsetzen wieder unten im Gang. Als ich die Kellerthür erblickte, gab mir die Angst den Gedanken ein,

*) So nennt er immer seine Pflegemutter, die Mutter des Prof. Daumer. F.

**) Jeder Schritt und Tritt Kaspars in der folgenden Erzählung wurde durch Blutspuren nachgewiesen. F.

***) Die Blutspuren am Schranke waren noch einige Tage zu sehen. F.

mich im Keller zu verstecken. Die Fallthüre des Kellers war zu. Wie ich die Kraft erlangt habe, die schwere Fallthür aufzuheben, ist mir bis zur Stunde unbegreiflich. Gleichwohl that ich es und schlüpfte in den Keller hinein." *)

„Durch das im Keller befindliche kalte Wasser, in das ich hierin mußte, kam ich zu besserem Bewußtsein; ich bemerkte einen trockenen Fleck auf dem Boden des Kellers und ließ mich daselbst nieder. Ich hatte mich kaum niedergelassen, als ich 12 Uhr lauten hörte, da dachte ich bei mir: nun bist du hier so ganz verlassen, es wird dich Niemand finden und du wirst hier umkommen. Dieser Gedanke füllte meine Augen mit Thränen, bis mich Erbrechen überfiel, und ich hierauf das Bewußtsein verlor. Als ich mein Bewußtsein wieder erlangt hatte, fand ich mich in meiner Stube auf dem Bette und die Mutter neben mir."

Was die Art der Verwundung betrifft, so vermag ich (der Verfasser dieses) der Meinung des Gerichtsarztes nicht beizupflichten. Ich habe mehre, jedoch zu öffentlicher Mittheilung nicht wohl geeignete Gründe zu glauben, daß die Wunde Hausers weder durch Hieb noch durch Stoß, weder mit einem Säbel noch mit einem Beil, noch mit einem Meissel, noch mit einem gewöhnlichen zum Schneiden bestimmten Messer, sondern mit einem scharfen schneidenden, bekannten Werkzeuge zugefügt worden, und daß es bei dieser Verwundung nicht auf die Stirne, sondern auf den Hals abgesehen gewesen, welcher aber — weil Kaspar bei Erblickung des Mannes und der nach seinem Hals sich plötzlich ausstreckenden bewehrten Faust instinctmäßig mit dem Kopf sich bückte — vom Kinn bedeckt den Streich von sich hinweg zur Stirn hinauf leitete. Der Thäter konnte, da Kaspar sogleich blutend zusammenstürzte, sein Werk für gelungen halten, und durfte auch, da er, vermöge der Beschaffenheit des Orts, jeden Augen-

*) Die Wirkungen des Schreckens und der Angst, wie treffend, wahr und naturgemäß erzählt! Daß Kaspar nicht durch die schon offene Kellerthür in den Keller sich verkrochen, daß er selbst zuvor diese Kellerthür aufheben mußte und wirklich aufgehoben hat, ist eine nicht zu bezweifelnde Thatsache; eben so gewiß ist es aber auch, daß dem Schwächling Kaspar die herkulische Arbeit des Aufhebens der Kellerthür zu jeder andern Zeit, unter andern Voraussetzungen, ganz unmöglich gewesen sein würde. F.

blick befürchten mußte, von irgend Jemand betroffen zu werden, nicht länger bei seinem Opfer verweilen, um noch zu sehen, ob alles recht gelungen sei, und, falls es nicht gelungen wäre, das Unvollendete zu vollbringen. So kam Kaspar mit seiner Stirnwunde davon.

Bald ergaben sich auch mehre, Spuren des Thäters nachweisende, Anzeigungen. Dahin gehört z. B., daß an demselben Tag, in derselben Stunde, wo die That geschehen, der von Kaspar beschriebene Mann gesehen worden ist, wie er aus dem Daumer'schen Hause sich wieder entfernte; daß um dieselbe Zeit dieselbe von Kaspar beschriebene, wohlgekleidete Person gesehen worden ist, wie sie nicht sehr weit vom Daumer'schen Hause in den auf der Straße stehenden Wasserkufen sich die (wahrscheinlich blutigen) Hände gewaschen hat; daß ungefähr 4 Tage nach der That ein eleganter Herr, welcher Kleider trug, wie der von Hauser beschriebene schwarze Mann, sich vor den Thoren der Stadt zu einer gemeinen, eben nach der Stadt gehenden Frau gesellt, sich bei dieser angelegentlich nach dem Leben oder Tod des verwundeten Hausers erkundigt hat, dann mit dieser Frau bis unter das Thor gegangen ist, wo ein die Verwundung Hausers betreffender magistratischer Anschlag zu lesen war, und, nachdem er ihn gelesen, ohne die Stadt zu betreten, sich auf höchst verdächtige Weise wieder entfernt hat — u. s. w.

Wenn nun aber die Neu- und Wißbegier des Lesers noch mehr von mir zu vernehmen wünscht; wenn er mich nach den Ergebnissen der gepflogenen gerichtlichen Untersuchung fragt; wenn er gern wissen möchte, nach welchen Richtungen hin jene Spuren geführt haben, an welchen Orten die Wünschelruthe wirklich angeschlagen hat, und was dann weiter geschehen und erfolgt sei: so bin ich im Falle antworten zu müssen, daß nach den Gesetzen, wie nach der Natur der Sache, ich dem Schriftsteller nicht erlauben darf, öffentlich von Dingen zu reden, welche vor der Hand nur noch dem Staatsbeamten zu wissen oder zu vermuthen erlaubt sind. Uebrigens darf ich die Versicherung aussprechen, daß die forschende Justiz, unter Anwendung aller ihr zu Gebot stehenden Mittel, selbst der außergewöhnlichsten, ihre Pflichten eben so rastlos als rücksichtslos zu erfüllen, nicht ohne allen Erfolg, bemüht gewesen ist.

Allein dem Arm der bürgerlichen Gerechtigkeit sind nicht alle Fernen, noch alle Höhen und Tiefen erreichbar, und bezüglich mancher Orte, hinter welchen sie den Riesen eines solchen Verbrechens zu suchen Gründe hat, müßte sie, um bis zu ihm vorzudringen, über Josuas Schlachthörner, oder wenigstens über Oberons Horn gebieten können, um die mit Flegeln bewehrten hochgewaltigen Kolosse, die vor goldenen Burgthoren Wache stehen und so hageldicht dreschen, daß zwischen Schlag und Schlag sich unzerknickt kein Lichtstrahl drängen mag — für einige Zeit in ohnmächtige Ruhe zu bannen.

Doch was verübt' die schwarze Mitternacht,
Wird endlich, wenn es tagt, ans Sonnenlicht gebracht *).

Erwähnenswerth ist hier noch eine Ahnung Hausers im Betreff des Mordversuchs. Daumer erzählt (Erstes Hft. S. 57.) so:

„Ueber diese merkwürdige Ahnung, die ihn in den, dem Mordversuch vorausgehenden Tagen befiel, äußerte sich zwar Hauser erst nach dem Vorfall mit Bestimmtheit, weil er, was seiner großen Zaghaftigkeit wegen nicht selten geschehen war, verlacht zu werden fürchtete

*) Hören wir im Bezug auf diese letzten Sätze die Meinung des Justizrathes Schmidt von Lübeck! „Zwar (sagt er, Heft 2. Seite 28 u. f.) giebt der Staatsrath v. Feuerbach zu verstehen, daß die desfallsigen Untersuchungen nicht ohne allen Erfolg geblieben seien und daß die Wünschelruthe wirklich irgendwo angeschlagen habe. Allein in der Räthselsprache des Delphischen Apollo scheint er gleich darauf wieder alle Hoffnung zu einer Entdeckung zu vernichten. (Nun folgen obige Worte: „Allein dem Arm der bürgerlichen Gerechtigkeit — — — — — ans Sonnenlicht gebracht.)

Diese merkwürdige Aufklärung des Geheimnisses verbreitet statt Helle eine Dämmerung, worin den rechten Weg zu finden höchst mißlich ist. Zur Entschuldigung wird angeführt, daß dem Schriftsteller nicht erlaubt sei, alles zu sagen, was er als Staatsbeamter wisse oder vermuthe. Dem Publikum bleibt also nur die Wahl, entweder mit Scherasmin der Nase gerade nach zu gehen, um aus Oberons Zauberhain den Ausweg zu finden, oder sich an das ihm vorgelegte Räthsel zu machen, Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten auf's Gerathewohl zu combiniren und frisch weg und nach bestem Wissen und Können zu rathen. So viel ist wenigstens klar, daß hier von hohen Verhältnissen, wenn nicht von den höchsten die Rede ist. Dadurch gewinnen allerdings die letzten Zeitungsnachrichten, Hausers muthmaßliche Herkunft betreffend, einige Bedeutung 2c. 2c."

Diese letzten Zeitungsnachrichten, auf welche hier Schmidt von Lübeck hindeutet, findet der Leser weiter unten. Sie rühren alle vom Jahr 1830 her und zwar vom Monat Januar bis Julius. W.

und seine Empfindlichkeit gegen Spott und Lächerlichwerden so groß war, daß er aus Furcht vor diesem jede andere Furcht zu unterdrücken oder zu verbergen suchte. Doch ist aus den über Hauser noch vor dem Mordversuch niedergeschriebenen Bemerkungen ersichtlich, daß er in jenen Tagen an einer erhöhten krankhaften Gereiztheit und Empfindlichkeit gelitten habe und in allerlei Unwohlsein herumgeworfen wurde, wogegen die bei ihm sonst immer sehr wirksamen Mittel den gewohnten Erfolg nicht hatten, oder ohne zu nützen nur mehr anreizten. Hausers nach dem Mordversuch gemachten bestimmten Angaben zu Folge fing die Ahnung am Montag und Dienstag vor dem Sonnabend, an welchem die That geschah, sich zu regen an und trat am Mittwoch mit voller Bestimmtheit ein. Es befiel ihn des Morgens Angst und Frostschauder mit der Vorstellung verbunden, es werde Jemand kommen und ihn umbringen. Dies Gefühl hatte er vier Tage lang bis zur Begebenheit, und wenn es ihn verließ, so kam es doch nach einer halben oder ganzen Stunde wieder. Wenn er allein im Zimmer war, kam es ihm vor, als sei ein (unbestimmter) Mann darin, auf der Straße, als gehe ihm ein Mann nach, nach welchem er sich umsah. Am Sonnabend Vormittags vor der That war das Gefühl am stärksten. Es befiel ihn mitten auf dem Markte unter vielen Menschen mit Frostschauder und Vorstellung von Ermordung, die heute oder morgen an ihm geschehen werde, so daß er seine Begleiterin, eine Person meines Hauses, antrieb, nach Hause zu gehen. Er hatte bestimmt die Vorstellung von Erschlagenwerden (nicht z. B. von Erstochenwerden). Die Vorstellung, daß er in seiner Wohnung ermordet werden solle, hatte er nicht, er fühlte nur im Allgemeinen Angst vor Ermordung. Bis zum Sonnabend ward es mit jedem Tage ärger. Gleich als er am Sonnabend aufwachte, befiel es ihn mit der größten Stärke und höchst schmerzhaft wurde ein grabendes Gefühl in der Brust. Nicht lange vor der Begebenheit klagte er mit Unwohlsein und bat um Erlaß einer Lehrstunde, die er außer Hause zu nehmen hatte; dabei sagte er, es sei ihm so heiß, und ich meine ihn noch vor mir stehen zu sehen, wie er mit der Hand nach dem Kopfe griff oder deutete. Ich schrieb dies einer andern Ursache zu; es war wohl die mir unbekannte Aengstigung, die ihm das Blut in

den Kopf trieb. Es könne sich niemand vorstellen, erzählte er nachher, wie ihm gewesen sei. Als ich fragte, ob es bis zur Zeit des Mordanfalls an diesem Morgen gleich geblieben oder gestiegen sei, antwortete er: damals habe es nicht ärger werden können. Wahrscheinlich war es die sich aufs Höchste spannende Angst, die ihn zu ungewöhnlicher Zeit zu Stuhle trieb *), als ihm der Mörder in Erwartung, daß Hauser, wie gewöhnlich, um diese Stunde ausgehen würde, auflauerte, wodurch es kam, daß die Begebenheit am Abtritt vorfiel. Als er den Unbekannten heranschleichen hörte, hatte er zwar nicht das bestimmte Bewußtsein, daß es der Mörder sei, doch sagte er, sei es ihm „ganz dumm" geworden. Jenes Angstgefühl scheint bei nahe rückender Gefahr in eine Art Betäubung übergegangen zu sein." —

Die einfachste Erklärungsweise dieser Ahnung ist wohl diese: Hauser, der so bewunderungswürdige Beweise von seinem scharfen Geruch gab, roch gleich einem Wild, das den Jäger in der Ferne wittert, den ihn damals oft umschleichenden und ihm heimlich auflauernden Mörder. Zu dieser, wenn auch Etwas undeutlichen, Sinneswahrnehmung kam der Gedanke, er könne ein Mal ermordet werden, eine Vorstellung, die von dem Augenblick an in seine Seele kommen mußte, sobald er nur angefangen hatte, über seine Lage richtig nachzudenken. War nun vielleicht sogar sein Ernährer vom Kerker her der ihn umgehende Feind, so konnte Hauser in halb dunkler Erinnerung von diesem einen sehr widrigen Eindruck, ein Gefühl von dessen Nähe, haben.

Höchst anziehend ist das, was von Pirch (er starb als königl. preuß. Garde-Hauptmann durch einen unglücklichen Sturz mit dem Pferde in Breslau 1832) dem Criminaldirector Hitzig in Berlin in einem Schreiben über Hauser mitgetheilt hat. (Siehe Hitzig's Annalen vom Jahr 1830.)

*) Hauser selbst schrieb diesen Stuhlgang einer Nuß zu, die er ungefähr eine Stunde vorher gekostet hatte und die ihm übel bekommen war. Ist dieses so, so scheint es zu den Erscheinungen der wieder erhöhten Empfindlichkeit zu gehören, von der oben die Rede war, da sich früher seine in den ersten Zeiten allerdings häufig solche Erscheinungen bietende Empfindlichkeit bereits sehr vermindert hatte. D.

„Ich führe Ihnen (schreibt von Pirch nach andern guten Bemerkungen an Hitzig) hier zwei Erscheinungen an, welche mir der größten Beachtung werth scheinen, und welche ich aus dem Munde eines der Herren habe, die Kaspar Hauser am nächsten stehen und sich das meiste Verdienst um ihn erworben haben.

Hauser träumt von einem Schloß und beschreibt am Morgen dasselbe mit seinen Aufgängen und Treppen, den Sälen und Gemächern, den Schränken und ihrem Inhalt. Und seit seinem Aufenthalt in Nürnberg hat er von nichts der Art gehört, gesehen, gelesen.

Hauser träumt lateinische Verse und schreibt sie am Morgen auf, Verse aus Klassikern, Wort für Wort! —

So zwei Verse von dem Anfang der Ode von Horaz:

Diffugere nives. . .

Ein anderes Mal eben so etwas aus dem Virgil, und beide Dichter sind ihm in Nürnberg noch nicht vor Augen gekommen.

Hauser sagte mir selbst, als ich ihn fragte, ob ihm das Lateinische leicht würde: „manches gar nicht, aber vieles ist mir, als ob ich es schon gewußt hätte!" —

Man hatte im Anfang jedermann den Zutritt zu dem merkwürdigen Fremdling verstattet, und es fehlte nicht an Leuten, die sich ein Verdienst oder ein Vergnügen daraus machten, in Hauser große Gedanken von seiner Herkunft zu erregen. Ein Lieblingsgedanke dieses Publikums, der auch dem Gegenstande oft ausgesprochen wurde, war: Kaspar Hauser sei der Sohn Napoleons. — Um diesem Treiben ein Ende zu machen, isolirte man Hauser mehr, und um ihn selbst von dem Verfolgen jener Aeußerungen abzubringen, für die er kaum erst Begriff hatte, sagte man ihm: denke du gar nicht über deine Geburt nach, sondern lerne nur recht fleißig, damit du dir einst selbst forthelfen und der Stadt Nürnberg vergelten kannst, was sie an dir thut.

Diesen Gedanken ergriff Hauser mit aller Stärke eines dankbaren Gemüthes, und sein ganzes Dichten und Trachten war nun das Lernen. Die Gedanken an seine Herkunft, an das mögliche Wiederfinden seiner Eltern, traten nun immer mehr in den Hintergrund.

So fand ich ihn, als ich im März dieses Jahres nach Nürnberg kam, eine Verwandte zu besuchen. Sie können denken, wie begierig

ich war, eine der merkwürdigsten Erscheinungen, vielleicht aller Zeiten, selbst zu sehen und zu sprechen. Kurz vor dieser Zeit (Frühjahr 1830.) hatte man in allen Blättern von einer Gouvernante im Hause des Grafen P. in Pesth gelesen, die sich hier Valbon, früher aber Bonval nannte, bei der Erzählung von Hauser's Geschichte in Ohnmacht fiel, sich dann wahnsinnig stellte u. s. w. (Siehe unten Zeitungsartikel).

Genug, man war dadurch zu dem Gedanken veranlaßt, Kaspar Hauser habe vielleicht seine Kinderjahre in Ungarn verlebt.

Ich war im Herbst des vorigen Jahres in Ungarn gewesen, hatte ein paar Worte von der Sprache aufgefaßt und hielt es nicht für unmöglich, daß diese Worte Anklänge bei Hauser erregten. Der Magistratsrath Schnerre, derselbe, welcher die beiden interessanten Aufsätze über Kaspar Hauser im Müllnerschen Mitternachtsblatt vom August und October 1828 lieferte (No. 125 und 160) und welcher sich von Anfang an auf das thätigste für den jungen Mann interessirte, führte mich zu ihm.

Kaspar Hauser wird in diesem Augenblick (März 1830.) im Hause des Magistratsraths Biberbach — bewahrt, — wenn ich mich so ausdrücken darf. Seit dem letzten Mordversuch hat man die äußerste Sorgfalt, ihn vor der Möglichkeit eines ähnlichen Unternehmens zu schützen. In einem wohlverschlossenen Hause, im ersten Stock des Seitenflügels, der wieder abgeschlossen ist, befindet sich seine Wohnung; erst ein Vorzimmer, in welchem zwei bewaffnete Wächter sind, dann das Zimmer des jungen Mannes selbst, hübsch und bequem eingerichtet.

Ich fand ihn allein, an einem Schreibepult stehend, mit einem lateinischen Exercitium beschäftigt. Die Abbildung in Steindruck, welche man von ihm hat, stellt einen colossalen Bauerknaben dar und giebt eine ganz unrichtige Vorstellung. Kaspar Hauser ist ein hübscher junger Mann, klein, untersetzt, kräftig gebaut, mit einem blonden Lockenkopf, einem weißen, zarten Gesicht, nachdenkenden blauen Augen, herabgebogener Nase und einem bald freundlichen, bald sehr ernsten Mund. — Ich habe selten einen schnellern Wechsel in dem Ausdruck einer Physiognomie gesehen, von der hellsten, offensten Freund-

lichkeit zum ängstlichen Ausdruck der Furcht, und zum tiefsten, von Allem abgeschiedenen Nachdenken.

Um ihn nicht unruhig zu machen, was er seit jenem Ueberfall (seit dem Mordversuch) von Fremden leicht wird, trat Herr Schnerre zuerst zu ihm, und sagte ihm, er habe ihn lange nicht besucht, er komme ihn zu sehen u. s. w. Mit der Freude eines Kindes reichte er Herrn Schnerre die Hand, und ein gleichgültiges Gespräch begann.

Ich setzte mich in seine Nähe, und sprach mit ihm, wie mit einem alten Bekannten, über sein Lernen, ob er schon rechne, ob er das Einmal-eins kenne. Dann nannte ich ihm die ungrischen Worte: edy, — katdö, — harom (eins, zwei, drei).

Er verfiel, als er die Töne hörte, in ein tiefes Nachdenken. Ich zählte weiter, um ihn noch mehr von diesen Lauten hören zu lassen, aber Herr Biberbach sagte mir: „er hört jetzt nichts mehr, Sie mögen ihm sagen, was Sie wollen.“

Nach einigen Minuten schüttelte Hauser den Kopf, wie jemand, der etwas von sich schütteln will; seine Züge nahmen wieder den Ausdruck der Theilnahme an dem an, was außer ihm vorging, er fing an zu reden, aber während er vorher wohlgeordnet und wie jeder Gebildete gesprochen, war von jetzt an alles, was er sagte, in abgerissenen Sätzen, hastig und nur im Zusammenhang der Gedanken, nicht der Worte.

Er sagte: „das — hab' ich schon gehört — wie geträumt“ — dann fiel er wieder in Nachdenken, und als er sich aufgeschüttelt: „ja, ja, die Worte kenn' ich, — sagen Sie mir noch mehr!“ — Nach mehreren anderen Worten (nicht Zahlen) nannte ich ihn zaz, hundert. „Das — das eine große Zahl“ — sagte er, und wurde wieder nachsinnend.

Ich dachte an die Mißhandlungen, die er erlitten, und sprach nur hingeworfen, ohne zu accentuiren, das ungrische Fluchwort aus: basmanateremtete. — Er zuckte zusammen und sagte ängstlich zu den andern Herren: — „Das hat der Mann gesagt, — zweimal — auf dem Weg, wie er mich geschlagen hat;“ — er faßte dabei mit einem schmerzlichen Gefühl an den Ellenbogen, — „das ist ein böses Wort, — das darf man nicht sagen.“

Er war ängstlich und unruhig geworden. Die Herren ließen mich nun allein mit ihm. Herr Schnerre kehrte gleich darauf zurück. — Ich besann mich vergebens, was im Ungrischen Mutter und Vater heiße; endlich fiel mir bei, es auf Polnisch zu sagen; deutsch, slavisch und ungrisch wird in Ungarn fast zu gleichen Theilen gesprochen.

Nachdem ich mit Herrn Schnerre ein paar Worte über ganz andere Dinge geredet, sprach ich das Wort aus: matka (Mutter). — In dem Augenblick flog es hell über Kaspars Züge, und: „das ist die Mutter!" rief er mit freudiger Betonung. — Es war ein ergreifender Augenblick.

Kaspar Hauser hatte vor dieser Stunde niemals, seit er in Nürnberg war, eine Erinnerung an Personen oder Dinge vor seiner Einkerkerung gehabt, so oft man ihn auch darauf zu bringen gesucht hatte. Einige Worte hatten jetzt den Schleier vor seinem Gedächtniß gehoben; — so groß ist die Macht der Töne aus der Kindheit.

Ich sprach das Wort aus: oyciec (Vater). Sogleich sagte er: „das ist Vater, — aber — das nicht so oft." — Er dachte weiter nach.

Unterdessen waren die andern Herren zurückgekehrt. — Ich machte noch einen Versuch und sagte mit dem Ton, den man gegen kleine Kinder annimmt: poydz mòy kochany, mòy chlopie (komm, mein Lieber, komm mein Junge!)

„Ach," sagte er, „die Worte habe ich gehört, — ja, — meine Kindsmagd!"

Dabei lachte er, aber er sagte sogleich darauf: „mein Kopf — mir so weh!"

Man durfte nicht weiter gehn. — Nachdem er sich ein wenig erholt hatte, sagte er: „da fällt mir eine Stube ein, — eine Thür — da haben die Leute geschlafen! — Ach, wenn mir der liebe Gott doch die Gnade thät', und ließ mir alles wieder einfallen."

Herr Biberbach bat uns nun, ihn zu verlassen, um ihn nicht zu sehr anzustrengen; seine Nerven erfordern die größte Schonung. Ich sagte ihm Lebewohl, und reichte ihm die Hand. In dem Augenblick rief er den andern Herren zu: „so lieb, — so lieb hab' ich doch niemals einen fremden Herrn gehabt." — Ich versprach ihm, wenn er sich recht

ruhig hielte, und sich nicht zu sehr mit Nachdenken angriffe, wollte ich ihn wieder besuchen. — „Ist das gewiß, — ganz gewiß? gut, gut, aber auch ganz gewiß kommen Sie. Der liebe Gott wird mir vielleicht noch etwas einfallen lassen, wenn Sie mir nur noch mehr Worte sagen."

Unterdessen war der junge Mann gekommen, der täglich einige Lehrstunden an Hauser giebt, und forderte ihn auf, einen Gang ins Freie zu machen, um sich zu erholen. So ungern er geht, weil es ihn immer noch sehr ermüdet und angreift, so willigte er doch ein. Im Hausplatz trafen wir uns wieder, und da er ungern weiter ging, so fragte ich ihn, ob ich mit spatzieren gehen sollte. Er nahm es mit großer Freude an.

Einer der Wächter folgte bewaffnet in einiger Entfernung. Wir gingen vor die Stadt. Hauser wurde immer ruhiger und plauderte sehr heiter, aber verschiedene Gegenstände. Er erzählte von dem „Mann," von dem Gefängniß. „Ich denke noch," sagte er, „der Mann legte mich so auf das Knie, und sagte mir so schwere Worte zum Lernen vor, die mir ganz häßlich und fad vorkamen, — und die ich nachher konnte, — ja, die ich sprach, als ich nach Nürnberg kam." — Er meinte das Deutsche, das wenige, was er bei seiner Ankunft konnte. „Sie haben mir schöne Worte gesagt," fuhr er fort, — „die kenne ich schon, — und — die Kindsmagd." —

Er fing wieder an, nachzudenken. Ich sagte vor mich hin: moja baba (meine Alte, meine Kinderfrau). „So," rief er lachend, und streichelte sich, indem er vor sich hinsah, — „ja, dabei lachte sie immer, wie sie doch lachte."

Herr Biberbach stieß zu uns. Er versprach mir, Hauser für die nächsten Tage vom Lernen zurückzuhalten, damit sein Geist sich nur mit der Erinnerung beschäftige. Als wir uns trennten, drang Hauser mit der größten Lebhaftigkeit in mich, ihn wieder zu sehen. „Mir würde gewiß noch mehr einfallen," sagte er, — „aber es ist so Vieles darüber gekommen."

Am andern Tage ging ich früh zu Herrn Biberbach und traf dort den Bürgermeister Binder und den Assessor von Tucher, den man Kaspar Hauser zum Vormund gesetzt hat. Man führte Hauser

herein, aber er war noch so angegriffen und sein Kopfschmerz hatte sich so vermehrt, daß alle Aufregung vermieden werden mußte. Wir sprachen deshalb nur von gleichgültigen Gegenständen; ich hatte Gelegenheit, zu sehen, mit welcher Leichtigkeit sich dies unbefangene Wesen über alles ausdrückt und welche Freundlichkeit und Herzlichkeit in seiner Natur liegt. Er wird in der Biberbach'schen Familie nicht nur wie ein Sohn, sondern wie das theuerste Kleinod des Hauses betrachtet. — Wir versammelten uns gegen Mittag des folgenden Tages wieder im Biberbach'schen Hause; Hauser war etwas wohler, doch noch sehr gelb. Er erzählte mir mit vieler Lebhaftigkeit: „Ich war gestern Nachmittag ein wenig spazieren gegangen, und das hatte mich so müd' gemacht, daß ich auf dem Sopha entschlief. Da sind Sie mir im Traum erschienen, und haben mir noch viele schöne Wörter gesagt, die ich alle wußte, und Sie sind bei mir geblieben — bis Herr Biberbach Sie wegführte."

Dieser fügte noch hinzu: Noch einige Minuten nach dem Erwachen griff Hauser nach Ihnen, rief Ihren Namen und konnte sich kaum überzeugen, daß er nur geträumt habe. Die Nacht hat er wenig geschlafen, wir müssen ihn sehr schonen. „Ach," rief Hauser, „heut bin ich auch spazieren geritten, das hat mir recht gut gethan, heut' können wir schon weiter reden." —

Es ist merkwürdig, daß, während ihn der kleinste Spaziergang aufs äußerste ermüdet, das Reiten, stundenlang und auf dem harttrabendsten Pferde, ihn stärkt und erfrischt; und — daß er vom ersten Augenblick ein sehr guter, sattelfester Reiter war.

Ich hatte mich besonnen, ihm noch auf andere Weise Kindheitserinnerungen zu erwecken. Das gewöhnlichste Spiel der Kinder in Ungarn ist mit den Kolben und Körnern des Kukuruz oder türkischen Waizens. Man holte deren, und sie wurden unbemerkt auf den Tisch gelegt, aber Kaspar Hauser war so beschäftigt mit den Wörtern, daß er nichts um sich her sah. — Ich nannte ihm die nächstliegenden polnischen Wörter, als: Siostra, Schwester, und brat, bratek, Bruder, Brüderchen, aber er hatte keinen klaren Sinn dafür. Als ich aber die Worte sagte: moy kochany (mein Lieber), so sagte er schnell und erfreut: „das weiß ich, das heißt: mein Lieber, — da — da fehlt

mir der Name!" und auf diesen Namen hatte er sich seit vorgestern besonnen, immer mit dem Gedanken, daß seine Kinderfrau ihn so genannt habe. Um zu sehen, ob er noch andere Wörter verstünde, sagte ich ihm einige lateinische. Weißt du, was heißt: comes, — comitatus? (die ungarische Landeseintheilung). Mit ganz gleichgültigem Ausdruck sagte er nein. Miasto? (polnisch: Stadt) fragte ich weiter, als sei es noch ein lateinisches Wort. Sogleich versank er in Nachdenken, und sagte dann: „ja, ja — aber dazu fehlt noch ein Name, — es fehlen nur immer noch zwei Worte, — dann weiß ich ja, — nur zwei Worte!"

Herr Binder fragte ihn, wie bist du denn überhaupt auf den Gedanken von der Kinderfrau gekommen? Du hast uns doch früher nie davon gesagt? — „Wie mir der Herr die Worte gesagt hat, — da, — ja und da fällt mir auch eine Stube ein; auf der Erde lag Stroh und Thiere darauf, — wohl Schweine, — dort mit meiner Kindsmagd einmal." — Erinnerst Du Dich denn, fragte ich ihn, ob deine Kindsmagd dich auf dem Arm getragen hat, oder an der Hand geführt? — „Nicht geführt," antwortete er, „auf dem Arm getragen."

Er dachte wieder nach; man suchte ihn davon frei zu machen, aber viel bestimmter, als es in seiner sanften Weise liegt, sagte er immer: „nein, nein, das muß ich erst besinnen; das erst — nur die beiden Worte, — da fehlt immer noch was, — aber ich denke, ich muß es eben gleich sagen — es ist als ob es gleich da sein müßte."

Wir setzen uns um den Tisch. — Er sann eine Weile vor sich hin, dann fielen seine Augen, anfangs todt, dann immer lebendiger, auf den Kukuruz. Er nahm die Kolbe und sagte plötzlich, ganz hell werdend: „Das habe ich schon bei dem Herrn Professor gesehen;" — (Prof. Daumer, bei dem er war, ehe er in das Biberbach'sche Haus kam) — „da ist mirs gleich so sonderbar gewesen — aber meine Kindsmagd hat mirs an einem Band um den Arm gehängt, — es war noch anders."

Er sann nach, leblos für alles um ihn her. Ich ließ nun die Körner auf einen Faden reihen, und als er sich aufschüttelte und sagte: „ja, — es war noch anders," hielt ich die Schnur so, daß

er sie sehen mußte. Lachend rief er: „ja, ja so, — so hab' ich's auch an meinen Pferdchen gehabt — (im Gefängniß) — bis er mir es wegnahm, und die Riemchen dafür gab." — Er nahm nun einzelne Körner, roch daran und sagte: — „aber es war auch noch anders, — meine Kindsfrau hat es mir gekocht."

In Ungarn und allen Gegenden, wo der Kukuruz als Getreide gebaut wird, kocht man einen Brei von dem Mehl der Körner, die man öfters zwischen zwei Steinen zerreibt. Ich bat die Tochter des Herrn Biberach, — während die andern Herren sich mit Hauser beschäftigten, — doch, anscheinend wie ein Geschäft für die Küche, die Körner zwischen zwei Steinen zu zerreiben. Sobald er dies sah, rief er: — „ja so, — so wird es gemacht."

Wir verließen ihn nun, um ihn nicht zu sehr aufzuregen. Seine Nerven sind allerdings im höchsten Grade reizbar, und nicht durch das Gefängniß allein, wohl vielmehr durch den häufigen Genuß des Opiums oder eines andern Mittels, das man ihm ins Wasser mischte, sobald man ihn, behufs der Reinigung, in festen Schlaf bringen wollte. Er wußte das jedes Mal sehr genau und sagt: „immer ehe ich so gereinigt wurde, roch und schmeckte das Wasser so schlecht, daß ich es nicht mochte, bis mich durstete!" Deshalb auch vielleicht hat man ihn zu Zeiten Mangel an Wasser leiden lassen, um ihn dann zu diesem Getränk zu zwingen. — Wie sehr aber auch dieser gereizte Nervenzustand unverkennbar ist, so kann ich doch die Ansicht, welche man wenigstens theilweise in Nürnberg hegt, nicht theilen, daß sein ganzer Zustand in dem Grade somnambül sei, daß alle jene Erinnerungen aus der Kindheit, jene Worte und Personen, nur eine Folge davon seien, daß ich mir sie eben gedacht und mich mit ihm, wenn auch unwillkührlich und unbewußt, in Rapport gesetzt habe.

Man sagte Hauser am nächsten Tage, daß ich gegen Mittag abreisen müsse. Er bat Herrn Biberbach so lange, — und, wie dieser mir sagte, mit seiner unwiderstehlichen Freundlichkeit, — mir ein paar Zeilen schreiben zu dürfen, daß dieser es ihm bewilligte. Ich erhielt ein Billet mit den sehr hübsch geschriebenen Worten:

Ich habe eine große Sehnsucht, Sie noch einmal vor der Abreise sprechen zu können.

Caspar Hauser.

Gern ging ich noch einmal zu ihm, wenn gleich sein Zustand für den Augenblick kein weiteres Fortschreiten wagen ließ. Ich fand ihn immer noch mit den Wörtern beschäftigt. Als ich ihm Lebewohl sagte, bat er schüchtern, aber sehr dringend seine Umgebungen, man möchte ihn mit mir reisen lassen. Als es abgelehnt wurde, fing er bitterlich an zu weinen.

Ehe Feuerbach sein Buch über Hauser herausgab, schrieb er den 15. Mai 1830 an den Criminaldirector Hitzig unter Anderem Folgendes:

„In Berlin wird sich gegenwärtig, von einer Reise zurückgekehrt, Herr von Pirch, Officier in der Königlich Preußischen Garde, befinden, welcher vor ungefähr anderthalb Monaten mit Kaspar Bekanntschaft gemacht und bei dieser Gelegenheit zu einem neuen höchst merkwürdigen Incident, das wie eine Entdeckung aussieht, gleichwohl selbst wieder das räthselhafteste Räthsel ist, Veranlassung gegeben hat. Er hat sich seine Beobachtungen über Kaspar, so wie die merkwürdigen Scenen, von denen er Mitacteur und Zeuge gewesen, in seinem Tagebuche verzeichnet u. s. w."

Dieselbe Sache erwähnt aber Feuerbach nachher in seiner Schrift mit keinem einzigen Worte, was um so auffallender ist, da er nach seiner eben erwähnten brieflichen Aeußerung ihr viel Gewicht beizulegen scheint. Nur ein einziges Mal, bei Erwähnung des Reitertalents Hausers, deutet er darauf hin, der Findling könne einem die Reitkunst übenden Volke, den Ungarn angehören und aus einer ungarischen Familie stammen. Viel natürlicher ist es, wenn man Kaspars bewunderte Reitfähigkeit von seiner im Kerker erworbenen außerordentlichen Sitzkraft, von der besondern, regelwidrigen Bildung des Knies und von der eignen Beschaffenheit der Sehne des äußern und innern Schenkelstreckers, welche ungewöhnlich stark ausgewirkt war und das festeste Anschließen an das Pferd möglich machte, herschreibt*). Was aber Feuerbachs Schweigen über jenen Umstand betrifft, daß aller Wahrscheinlichkeit nach Hauser in Ungarn seine ersten Lebens-

---

*) Vergl. Anhang S. 196.

jahre zugebracht hat, so merkt man es dem Tiefeingeweihten, dessen Feder zwar überall criminalrichterliche Vorsicht führte, doch bald an, daß an einigen Stellen, wo er ganz leise redet oder ganz schweigt, er am vernehmlichsten spricht. Dieses ist auch in Rücksicht der pirchischen Entdeckungen der Fall. Konnte wohl Feuerbach bei seiner Untersuchung und in seinen Anstalten zum Nachforschen so Wichtiges übergehen? und mußte nicht sein Streben nach dieser Richtung hin wenigstens von einigem Erfolg sein? —

Eine andere Frage, die sich bei Pirch's Erzählung unwillkührlich aufdringt, ist diese. War denn in Nürnberg kein ungarisches Wörterbuch und keine ungarische Geographie aufzutreiben, um die Gedächtnißbeschwörung Hausers durch Vorlesen einzelner Wörter, und hauptsächlich der Menschen- und Städtenamen noch weiter vorzunehmen und in die Nebel seiner schlafenden Erinnerung ein Licht zu blitzen? Sind wirklich solche Versuche, deren einzelne schon, wie wir wissen, so merkwürdige Resultate lieferten, später ganz unterblieben, wie es, da nichts darüber bekannt wurde, scheint: so gehört diese Unterlassung zu den schwer zu begreifenden Dingen.

Bis zum Jahre 1832 lebte Hauser in Nürnberg. Im Hause des Professors Daumer aber war er nur bis zum Januar 1830. Seit dieser Zeit besuchte er das Gymnasium in seiner Pflegestadt. Ueber den neuen Weg, welchen man nun eingeschlagen hatte, um den anders, als vorher, beaufsichtigten Findling zu bilden, macht Feuerbach (S. 144.) folgende Bemerkungen:

„Einer der größten Mißgriffe in der Erziehung und Bildung dieses Menschen war unstreitig, daß man, statt ihm eine seiner Eigenthümlichkeit angemessene, gemeinmenschliche Bildung zu geben, ihn seit einigen Jahren auf das Gymnasium schickte, und ihn noch obendrein sogleich in einer höhern Klasse den Anfang machen ließ. Dieser arme verwahrloste Jüngling, der erst seit Kurzem den ersten Blick in die Welt gethan und noch nachzuholen hatte, was unsere Kinder schon an der Mutterbrust, im Schoos ihrer Wärterinnen ler-

nen, mußte auf einmal mit der lateinischen Grammatik, mit lateinischen Exercitien, mit Cornelius Nepos, und endlich gar mit Caesar de bello Gallico seinen Kopf zermartern."

Hauser selbst äußerte ein Mal in Unmuth und halber Verzweifelung: „Ich weis gar nicht, wozu ich alle die lateinischen Sachen brauchen soll, da ich doch kein Pfarrer werden kann und kein Pfarrer werden mag." Als ihm einst hierauf ein Pedant erwiederte: „Das Erlernen der lateinischen Sprache sei ihm der deutschen Sprache wegen unentbehrlich; um gründlich das Deutsche zu lernen, müsse man gründlich Latein gelernt haben," erwiederte sein gesunder Menschenverstand: „Ob denn auch die Römer das Deutsche hätten lernen müssen, um gründlich lateinisch sprechen und schreiben zu können?"

Mit einem Mal schien es, als sollte noch dem armen Fremdling ein recht frohes Loos zu Theil werden. Ein Britte nahm ihn an Kindesstatt an. Der Lord Stanhope war es, der Sohn des berühmten, den 1. December 1816 verstorbenen Parlamentsredners, Charles Stanhope, und Schwestersohn des Ministers Pitt. Zwar befremdete es Manchen, daß die biedere deutsche Stadt Nürnberg einem ausländischen Manne den überlassen wollte, dem sie öffentlich Mutterschutz zugesagt hatte. Mochte sie nun glauben, der reiche Privatmann könne den Ausgesetzten besser leiten, erziehen und schützen und ihn auf der fernen Insel vor dem Dolche deutscher Meuchelmörder bewahren, oder hatte sie noch andere Gründe: — sie trat ihre Rechte an Hauser dem Lord ab, und das übrige Deutschland hat nicht erfahren, ob mit einem besondern Vorbehalt, oder nicht. Einem tüchtigen Lehrer in Ansbach übergab nun Stanhope seit dem Januar 1832 seinen Pflegesohn, und wollte ihn später mit sich nach England nehmen.

Eine treue Schilderung Hausers in dem letzten Abschnitt seines so kurzen und traurigen Lebens geben noch nachstehende kleine Auszüge aus der feuerbach'schen Schrift.

„Träte Kaspar, welcher jetzt zu den gesitteten Menschen gerechnet werden darf, (so urtheilt Feuerbach im Jahr 1832 von ihm) unerkannt in eine gemischte Gesellschaft, so würde er bald Jedermann als eine befremdende Erscheinung auffallen. Sein Gesicht, in welchem die weichen Züge eines Kindes mit den eckigen Formen des Mannes

und einigen leicht gezogenen Furchen vorzeitigen Alters, herzgewinnende Freundlichkeit mit bedächtlichem Ernst und einem leichten Anflug von Melancholie sich vermischen; seine Naivität, zutrauliche Offenheit und oft mehr als kindische Unerfahrenheit, verbunden mit einer gewissen Art von Altklugheit und vornehmer, doch ungezwungener Gravität im Reden und Benehmen; dann die Schwerfälligkeit seiner, zuweilen nach Worten suchenden, oft fremdklingenden, harten Sprache, bei der Steifheit seiner Haltung und der Ungelenkigkeit seiner Bewegungen, — lassen ihn jedem beobachtungsfähigen Auge als ein Gemisch von Kind, Jüngling und Mann erscheinen, ohne daß man sobald mit sich einig werden könnte, welcher Altersstufe dieser einnehmende Mischling wirklich angehöre."

„In seinem Geist regt sich nichts von Genialität, nicht einmal von irgend einem ausgezeichneten Talent *); was er lernt, verdankt er beharrlichem, hartnäckigem Fleiß. Auch jener wildlodernde Feuereifer, womit er anfangs die Pforten alles Wissens sprengen zu wollen schien, ist längst gedämpft, beinahe erloschen. In Allem, was er unternimmt, bleibt er entweder beim Anfang, oder bei der Mittelmäßigkeit stehen. Ohne ein Fünkchen Phantasie, unfähig irgend einen Witz zu machen, oder nur eine bildliche Redensart zu verstehen, ist er von trocknem, aber kerngesundem Menschenverstand, und, bezüglich aller Dinge, die zunächst seine Person betreffen, oder innerhalb des engbegrenzten Kreises seiner dürftigen Kenntnisse und Erfahrungen liegen, von so richtig treffendem Urtheil und Scharfsinn, daß er damit manchen gelehrten Schulfuchs beschämen oder in Verlegenheit bringen könnte." — — —

„Ganz possirlich nimmt es sich besonders aus, wenn er von seinen künftigen Lebensplanen spricht, von der Art, wie er, wenn er einmal etwas Rechtes gelernt und Geld verdient habe, sich einrichten und mit seiner Frau, die er als einen nothwendigen Hausrath

*) Außer zum Reiten, das er noch immer leidenschaftlich liebt. An Gewandtheit und Eleganz im Reiten, wie im Aufsitzen und Absitzen kann er es wohl mit dem geschicktesten Stallmeister aufnehmen. Mehrern unserer ausgezeichnetsten Offiziere ist Kaspar in dieser Beziehung ein Gegenstand der Verwunderung. F.

betrachtet, es halten wolle. — Unter einer Ehefrau weiß er sich nichts anders zu denken, als eine Haushälterin oder Obermagd, die man so lange behält als sie taugt, und wieder fortschickt, wenn sie öfters die Suppe versalzen, die Hemden nicht ordentlich geflickt, die Kleider nicht gehörig rein gebürstet hat u. s. w."

„Mild, sanft, ohne lasterhafte Neigungen, ohne Leidenschaften und Affecte, gleicht sein immer sich gleichbleibendes, stilles Gemüth einem spiegelglatten See in der Ruhe einer Mondscheinnacht. Unfähig einem Thiere wehe zu thun, mitleidig gegen den Wurm, den er zu zertreten fürchtet, dabei furchtsam bis zur Feigheit, wird er gleichwohl rücksichtslos, sogar schonungslos nach seinem Sinne handeln, sobald es gilt, einmal gefaßte, für Recht erkannte Vorsätze zu behaupten und durchzusetzen." — — —

„Das drückende Gefühl von seiner Unwissenheit, Unbehülflichkeit und Abhängigkeit; die Ueberzeugung, daß er nie im Stande sein werde, die verlorne Jugend wieder einzubringen, seinen Altersgenossen gleich zu kommen und ein in der Welt brauchbarer Mensch zu werden; daß man mit seiner Jugend ihm nicht blos den schönsten Theil des Menschenlebens genommen, sondern auch sein ganzes übriges Leben ihm verkümmert und verkrüppelt habe; endlich zu diesem allen noch der grausenhafte Gedanke, daß dem kümmerlichen Rest seiner ihm gefristeten Tage jeden Augenblick ein unsichtbares Mordbeil, ein geheimes Banditenmesser drohe: — Dies ist der schwere Inhalt der seine Stirn umziehenden Trauerwolken, die, wenn äußere Anlässe sie verdichten, nicht selten in Thränen und wehmüthigen Klagen sich ergießen." — —

Voll solcher Trauer sagte er einst zu Feuerbach: „Ich denke mir eben, wie es doch so viel Schönes auf der Welt giebt, und wie hart es für mich ist, so lange schon gelebt und nichts davon gesehen zu haben, und wie glücklich die Kinder sind, die alles dies von ihren ersten Jahren an sehen konnten und noch immer sehen können. Ich bin schon so alt und muß noch immer lernen, was lange schon die Kinder wissen. Ich wollte, ich wäre nie aus meinem Käfig gekommen; wer mich hineingethan, hätte mich auch darin lassen sollen. Dann hätte ich von allen dem nichts gewußt und hätte nichts vermißt und hätte keinen Jammer darüber gehabt, daß ich kein Kind gewesen und so spät auf die Welt gekommen bin." — — —

„Bei solchen Stimmungen und in solchem Gefühl von seiner Lage, (fährt Feuerbach fort) mußte wohl die Religion, Glaube an Gott und gläubiges Hoffen auf die Vorsehung Eingang in seine des Trostes bedürftige Seele finden. Er ist jetzt im ächten Sinne des Wortes ein frommer Mensch, spricht mit Andacht von Gott und beschäftigt sich gerne mit vernünftigen Erbauungsschriften. Aber freilich würde er auf keins der symbolischen Bücher schwören und noch weniger in einer andächtigen Gesellschaft von Hengstenberg und Compagnie sich behaglich fühlen.“ — — —

„Seine Lebensweise ist jetzt fast ganz die gewöhnliche anderer Menschen. Er genießt, ausgenommen Schweinefleisch, alle Arten von Speisen, doch ohne hitzige Gewürze. Sein liebstes Gewürz blieben Kümmel, Fenchel und Koriander. Sein Getränke besteht noch immer in Wasser; nur Morgens wird dieses von einer Tasse Gesundheits-Chocolade vertreten. Alle gegohrnen Getränke, Bier, Wein, wie auch Thee und Kaffe, sind ihm fortwährend ein Gräuel, und würden, wollte man ihm davon einen Tropfen aufnöthigen, ihn unfehlbar krank machen.“

„Die außerordentliche, fast übernatürliche Erhöhung seiner Sinne hat ebenfalls gegenwärtig ganz nachgelassen und ist beinahe auf das gewöhnliche Maaß herabgestimmt. Er sieht zwar noch immer im Dunkeln, so daß es für ihn keine wahre Nacht, sondern nur Dämmerung giebt; doch ist er nicht mehr im Stande, im Finstern, wie sonst, zu lesen oder in weiter Entfernung die kleinsten Gegenstände zu erkennen. Während er ehemals bei dunkeler Nacht weit besser und schärfer sah, als bei Tage, ist es jetzt umgekehrt. Gleich andern Menschen verträgt und liebt er nun das Sonnenlicht, das nicht mehr, wie sonst, seine Augen verwundet. Von der Riesenhaftigkeit seines Gedächtnisses und anderen staunenswürdigen Eigenschaften ist keine Spur mehr zu finden. Nichts Außerordentliches ist mehr an ihm, als das Außerordentliche seines Schicksals und seine unbeschreibliche Güte und Liebenswürdigkeit.“

So war Hauser, der, wenn auch seine Erscheinung täglich mehr und mehr die eines gewöhnlichen Menschen wurde, doch stets, bei ar-

men Hoffnungen, sich selbst räthselhaft und daher immer begierig und erwartungsvoll blieb, noch Aufschlüsse über sein finsteres Schicksal zu erhalten. So zeigte er sich auch noch im Anfang des Monats December 1833, während ihn schon wieder der unversöhnliche Feind seines elenden Lebens umschlich, bis er den Mord vollbrachte. Die Sache trug sich so zu. Hauser, der durch Feuerbachs Verwendung eine Schreiberstelle beim Appellationsgericht in Ansbach erhalten hatte, wurde den 14. December des Morgens neun Uhr von einem unbekannten, wohlgekleideten Mann in blauem Mantel, mit Sporen und einem starken Schnurr- und Backenbarte auf öffentlicher Straße angeredet, ob er Hauser sei, und unter dem Vorwande, daß er, der Fremde, ihm Wichtiges über Familienverhältnisse entdecken müsse, in den Schloßgarten (in Ansbach) auf den Nachmittag 3 Uhr eingeladen, und leistete unbesonnener Weise, ohne Jemanden Etwas davon zu sagen, dieser Einladung Folge. Um halb 4 Uhr stürzte Hauser athemlos und verstört in das Zimmer des Lehrers, dem die Aufsicht über ihn übertragen war, und zog diesen unter den abgerissenen Ausrufungen: Schloßgarten — Beutel — Uz — Denkmal! — nach dem Schloßgarten fort, fiel aber schon unterwegs vor Entkräftung nieder. Jetzt entdeckte der Lehrer erst, daß Hauser verwundet war, und schleppte ihn nur mit Mühe nach Hause zurück. Von hier aus schickte er einen Polizeisoldaten nach dem Schloßgarten ab, welcher bei Uzens Denkmal einen kleinen Mädchenarbeitsbeutel von violettfarbner Seide liegend fand, der einen Zettel enthielt, auf welchem in verkehrter Schrift, so daß sie nur im Spiegel lesbar ward, folgende Worte standen: „Hauser wird euch ganz genau erzählen können, wie ich aussehe und woher ich bin. Dem Hauser die Mühe zu ersparen, will ich es euch selber sagen, woher ich komme. — — Ich komme von — — der bayerischen Gränze. — — Am Flusse — — — — — — Ich will auch sogar noch den Namen sagen M. L. O." — Der Unbekannte hatte den Leichtgläubigen unter gleichgültigen Gesprächen bis zu einem entlegenen Theil des Gartens, zum Denkmal des Dichters Uz geführt. Hier stand er auf ein Mal still, suchte in einer hervorgezogenen Brieftasche nach Papieren und brachte Hauser, während dieser auf das Papier sah, plötzlich eine Stichwunde bei, wor-

auf er schnell entsprang. — Die ärztliche Untersuchung hat ergeben, daß die Wunde mit einem $\frac{5}{4}$ Zoll breiten zweischneidigen Stichwerkzeuge und zwar nur $\frac{5}{4}$ Zoll unter dem Herzen beigebracht worden. — — Mit dem vorher ganz gesunden, seitdem aber, wohl in Folge des Schreckens, sehr entstellten und von der Gelbsucht befallenen Verwundeten konnten seiner Schwäche wegen nur kurze Verhöre angestellt werden. (Nürnb. Fr. u. Kr. Kourier.)

Der Mörder hatte zu gut getroffen. Hauser erlebte nur noch wenige Tage. Er starb an den Folgen seiner Stichwunde den 17. December um 10 Uhr Abends. In den letzten vier Stunden vor seinem Hinscheiden schwanden ihm die Kräfte auffallend schnell, doch blieb ihm das volle Bewußtsein bis zum letzten Augenblicke. Allgemeine und innige Theilnahme wird gewiß in der ganzen civilisirten Welt, so besonders in Nürnberg, welches dem Fremdling die erste gastliche Aufnahme gewährte, muß das traurige Ende eines Jünglings erregen, dessen früheres Leben in räthselhaftes Dunkel gehüllt war und dessen Tod durch eine ebenfalls noch unenträthselte Begebenheit in der Blüthe seiner Jahre herbeigeführt wurde. (Nürnb. Fr. u. K. K.)

Der Bürgermeister Binder in Nürnberg, die sich des Unglücklichen stets mit wahrer Liebe angenommen hatte, zeigte dessen Tod im Nürnb. Correspondenten den 18. December mit folgenden Worten an: „Caspar Hauser, mein geliebter Courand, ist nicht mehr. Er starb zu Ansbach gestern Nachts 10 Uhr, an den Folgen der am 14. d. durch einen Meuchelmörder erlittenen Verwundung. Ihm, dem Opfer greuelvoller elterlicher Unnatur, sind nun die Räthsel gelöst, an welche die Vorsehung sein trauriges Dasein geknüpft hatte. Im ewigen Frühling jenseits wird der gerechte Gott ihm die gemordeten Freuden der Kindheit, die untergrabene Kraft der Jugend, und die Vernichtung für ein Leben, das erst seit fünf Jahren ihn zum Bewußtsein des Menschen erhoben hatte, reich vergelten. Friede seiner Asche!"

Von einem vollkommen competenten Manne rührt folgende Beschreibung der Wunde Hausers her. (Anlage zum Kometen Nr. 7. 1834. 15. Febr.)

„Da das Mordinstrument sich durch die Kleider Hauser's noch „einen 4 Zoll langen Weg (durch die allgemeine Bedeckung und die „Intercostalmuskeln in die Brusthöhle, den Herzbeutel mit Verle- „tzung der Spitze des Herzens durchschneidend, dann in die Höhle des „Unterleibes, durch den fleischigen Theil des Zwergfelles und den „linken Leberlappen noch die eine Wand des Magens durchdringend) „bahnte, und die Wunde eine schiefe Richtung von Außen nach In- „nen, von der linken zur rechten Seite und von Oben nach Unten „hatte, so muß der Stoß eben so rasch als kräftig geführt worden „sein, — — und die Vermuthung eines Selbstmordes rc. kann nicht „Platz greifen."

Dessen ungeachtet wollen Manche behaupten, Hauser habe sich selbst erstochen, weil weder ein Mörder in der Nähe, noch eine Spur von demselben auf dem Schnee zu sehen gewesen sei. — Wenn man auch nicht wüßte, daß Hauser eine solche Wunde, wie die oben beschriebene, mit so viel Kraftaufwand sich gar nicht beibringen konnte, so weis man gewiß, wofern nicht die Zweifler alle Beweise wegläugnen wollen, daß der Findling damals keinen Beweggrund hatte sich selbst zu morden, und daß der Schnee im Schloßgarten beim uzischen Denkmal geschmolzen war und mithin die Fußtritte des Mörders nicht zeigen konnte. Auch ist es natürlich, daß der Verbrecher alle Umstände benutzte und vorher erwogen hatte, um seine Flucht spurlos zu machen und jedes Nachsetzen zu verhindern. Wenn Hauser, wie man ferner sagt, wirklich wähnte, man verheimliche ihm seine Herkunft, und wenn er deßhalb einiges Mißtrauen gegen die Menschen hatte, — war das einem Menschen zu verargen, der erst fünf Jahre lebte, der jeden Tag mehr einsah, welche entsetzliche Verbrechen seine Brüder an ihm verübt hatten? Ist es auf der andern Seite so unwahrscheinlich, daß derselbe Jüngling, der an Lebensklugheit und Erfahrung noch ein Kind war, einem wohlgekleideten, geheimnißvoll thuenden Fremden folgte, und daß ihn dieser ermordete? Oder will man auch den ersten Mordangriff auf Hauser, seine Wunde, seine im Fieber ausgestoßenen Worte u. s. w. für eine Lüge halten, und nicht zugeben, daß ihn seine Feinde lieber todt als lebendig wünschten? — Nehmen die Zweifler an, Hauser

habe durch einen Selbstmord und den Schein, als sei er von fremder Hand getödtet worden, sein Leben und sein Schicksal noch recht wichtig machen wollen, so streitet dies gegen alle an ihm gemachte Erfahrung. Sein reines, unverdorbenes Herz ohne Leidenschaft, seine kindliche Gesinnung, sein beinah noch thierischer Erhaltungstrieb, seine durch die Einkerkerung ihm aufgenöthigte und unvertilgbare Zaghaftigkeit, seine durch jene langsame Leib- und Seelenvergiftung im Käfig und sein endliches Genesen im Freien bewirkte erhöhte Vorstellung vom Werth des Lebens, — machen jeden Verdacht der Art ganz nichtig *).

---

*) Wer noch mehr Ueberzeugung gewinnen will, daß Hauser sich nicht selbst ermordete, der lese die Schrift von Heidenreich: „Kaspar Hausers Verwundung, Krankheit, Leichenöffnung. Berlin 1834" und die von Fuhrmann: „Kaspar Hauser, beobachtet in der letzten Zeit seines Lebens. Ansbach 1834." In dieser Beziehung vergleiche man das Morgenblatt Nr. 228 bis 232, wo unter den Korrespondenz-Nachrichten (Heidelberg. September) bei der Beurtheilung des Heidenreichischen Werkes sehr schätzbare, scharfsinnige Bemerkungen gegeben werden. Wir heben deßhalb aus dem Morgenblatt diese Stellen aus.

„Hält man sich zuerst an die Resultate der Leichenöffnung, die in Heidenreichs Schrift mitgetheilt sind, so ergiebt sich: daß die Wunde nur bei vorwärts gebeugter Stellung Hausers zugefügt sein konnte; denn der Arzt erklärt, daß er erst dann dem Wundkanal folgen konnte, als er Hauser in eine sitzende und dann halb stehende Stellung mit nach vorn gebeugtem Körper gebracht hatte. Dieser Umstand deutet darauf hin, daß die Wunde durch fremde Hand und nicht durch Hauser selbst beigebracht wurde; denn es ist eine bekannte Erfahrung, daß Selbstmörder, welche Brustwunden sich zufügen, in aufrechtstehender Stellung und, indem der Arm ausholt, eine Kraft zum Stoße zu gewinnen, mit rückwärts gebeugtem obern Theile des Körpers, so den Stoß sich beibringen, daß die Brust, welche den Stoß empfangen soll, auswärts gedrückt wird. Die äußere Wundöffnung müßte dann tiefer, als der innere Wundkanal, oder doch wenigstens gleich mit ihm zu stehen gekommen sein. Der Wundkanal verlief in dreifach schiefer Richtung von oben nach unten, von links nach rechts, von vorne nach hinten. Zu bedauern ist, daß bei der Leichenöffnung nicht genauer der Winkel angegeben wurde, welchen die Wunde mit der Vertikal- und Horizontallinie des Körpers bildete; allein schon das im Gutachten Angegebene genügt, um die Folgerung zu begründen, daß die Wunde, welche Hauser an sich trug, nicht wohl die Folge eines von ihm beigebrachten Stoßes gewesen sein kann; denn fragt man auch hier wieder die Erfahrung in Bezug auf Selbstmörder, so bemerkt man, daß dann die äußere Wunde jedesmal horizontal und eher noch so ausfällt, daß der vordere Winkel höher zu stehen kommt, als der hintere.

Hauser hatte nicht lange vor seiner Ermordung einen für sein verarmtes Leben recht fühlbaren Verlust. Feuerbach, sein edler, vä=

Es ist die höchste Unwahrscheinlichkeit, daß bei einem Selbststoß die Richtung der Wunde von oben nach unten geht, während der Wundkanal völlig der Richtung des Stoßes correspondirt, welcher von fremder Hand geführt wird; das Instrument, welches der Selbstmörder führt, wird nach allen physischen Gesetzen von der Kraftanwendung nur horizontal oder nach oben wirken können, wogegen die Resultate von Leichenöffnungen gleichförmig darin übereinstimmen, daß das Werkzeug des Mörders die Richtung von oben nach unten nimmt. Am wichtigsten ist aber hier noch, daß der Stoß ein gleichförmiger, mit fester Hand, mit wohlberechneter, den Tod des Gestoßenen beabsichtigender Kraft geführter war. Nur einer Person, welche einen festen, entschiedenen und während des ganzen Stoßes gleichförmig fortdauernden Willen, durch den Stoß den Tod herbeizuführen, hatte und zugleich den Stoß mit großer Kraftanstrengung führte, war die Beibringung einer Wunde möglich, wie sie Hauser an sich trug.

Die Wunde hat nämlich (siehe Heidenreichs Schrift S. 25.) zwischen der sechsten und siebenten Rippe die äußern Bedeckungen getroffen, war am Rande des großen Brustmuskels durch die Dentationen des Säge= und schiefen Bauchmuskels und durch die Zwischenrippenmuskeln gedrungen, hatte ihren Weg durch den Herzbeutel genommen und das Herz selbst an der Spitze verletzt, endlich den fleischigen Theil des Zwergfells durchbohrt, den Rand des linken Leberlappens durchstochen und eine penetrirende Wunde in den Wandungen des Magens veranlaßt. Solche Wunden zu bewirken, war nur möglich, wenn eine große in Folge eines einzigen kräftigen Stoßes angebrachte Gewalt angewendet war; wie viel Kraft gehörte dazu, um durch den wattirten Rock, Kittel, durch Weste und Hemd noch 4—5 Zoll tief in Brust und Unterleib das Werkzeug zu treiben! — — — Derjenige also, welcher den Stoß führte, muß die Absicht gehabt haben, durch einen einzigen kräftig geführten Stoß diese tiefe Wunde zu bewirken, und dies deutet auf fremde Kraftanwendung, weil die Erfahrung lehrt, daß bei Wunden, welche der Selbstmörder sich beibringt, der Wundkanal sehr selten gleichförmig und rein ist, indem die Hand des Selbstmörders durch den physischen Schmerz, den jedes auf das Neue durchbohrte Organ verursacht, zurückgehalten, und dadurch die Kraft des Stoßes gebrochen wird, so daß die das Instrument führende Hand zittert und nothwendig eine unreine, nicht gleichförmig laufende Wunde entstehen muß."

Ferner beachte man in denselben Blättern vorzüglich noch Folgendes: „Vergleicht man das durch den Geistlichen, der bei seinem Tode gegenwärtig war, Fuhrmann (in seiner Schrift: „Kaspar Hauser, beobachtet in der letzten Zeit seines Lebens rc." S. 64) bezeugte Benehmen Hausers, so war es das eines Menschen, der ohne Gewissensbisse die Welt verläßt. Nirgends ist eine Spur von Verzweiflung." Auch diese Bemerkungen sind von großer Wichtigkeit. „Wäre in Hausers Seele an dem 14. December, nämlich an dem Tage der Verwundung, der Gedanke an Selbstmord festge=

terlicher Freund, der für ihn unablässig thätig war, starb schnell und, nach der Angabe der hanöverschen Zeitung, sagten wiederholte Gerüchte,

---

wurzelt gewesen, so würde sein Benehmen an jenem Tage ein gewisses dumpfes Hinbrüten, eine Zerstreuung, oder eine trübe, finstere Stimmung ausgedrückt haben. Vergleicht man aber das Zeugniß Fuhrmanns (in der oben angeführten Schrift S. 52), der am 14. December Hauser zu beobachten Gelegenheit hatte, so erfährt man, daß Hauser mit gewohnter Unbefangenheit und Aufmerksamkeit der Religionsstunde beiwohnte, daß er am Nachmittag Papparbeiten für Fuhrmann machte, sich erbot, am andern Tage wieder zu kommen und die Arbeiten für ihn fortzusetzen, und Alles dies mit einer Unbefangenheit, die beweist, daß seine Seele nicht mit Todesgedanken beschäftigt war. Eben so wenig als Seelenstörung kann die Verzweiflung Hauser Gedanken des Selbstmords eingeflößt haben. Weder unerträgliche körperliche Leiden, noch Familienunglück, noch die Noth konnten bei ihm wirken." — —

In Beziehung auf die Heidenreichische Schrift verdient auch dieser Artikel aus den „Blättern für die literarische Unterhaltung Nr. 296. 23. October 1834" eine Stelle hier:

Kaspar Hausers Leichenbefund.

Die im Gräfe-Walther'schen „Journal für Chirurgie," XXI. Bd. 2. Hft., S. 91—123, erschienene Geschichte der Verwundung, Krankheit und Leichenöffnung Kaspar Hausers von dem literarisch schon vortheilhaft bekannten Arzt Dr. Heidenreich in Ansbach bestätigt ganz Das, was nach tiefern Gefühlen und Aussprüchen der Allermeisten, welche den vom Schicksal so hart Verfolgten früher und näher kannten, so wie auch aus den uns überlieferten physio-psychologischen Schilderungen über denselben klar geworden ist, nämlich: daß mit Hausers Charakter ein Selbstmord völlig unverträglich sei. Wie überhaupt Einer, der durch Betrug oder Täuschung sich Theilnahme irgend einer Art verschaffen will, nicht eine tiefe, wie die ärztliche Untersuchung zeigte, vierfache Tödtlichkeit zu Grunde habende Wunde sich beibringt und auch Hauser weder in Ansbach noch in Nürnberg sich dem Kaufe eines Mordwerkzeuges habe überlassen können, ohne daß dieses bis jetzt schon ermittelt worden wäre, sei hier nur als factisches Ergebniß aus dem mitgetheilten Sectionsbefunde hingestellt, daß die auffallenden Erscheinungen an der großen hypertrophischen Leber und an der (nach richtiger physiologischer Bedingniß) verhältnißmäßig kleinen Lunge vor den bei der Section zugegen gewesenen Aerzten, aus den im Original angeführten Erfahrungsgründen eben so bestimmt für Hausers frühere Einkerkerung in einem dumpfen Loche und Ernährung durch Pflanzenkost zeugten, als die bei der Untersuchung des Gehirns gefundenen Momente: ein vom Scheitel gegen die Stirne zu etwas niedergedrückter Schädel, die ziemliche Dicke der Knochen, der weit hineinragende Sichelfortsatz der harten Hirnhaut, die Kleinheit des Gehirns im Allgemeinen, die relativ geringe Masse des großen und bedeutende Größe des kleinen Gehirns, die der Zahl nach wenigen, aber dem Ansehn nach größern und gröbern Windungen an der Oberfläche, das besondere Hervor-

er sei im Frankfurt vergiftet worden. Des Findlings Sache hatte nun ihren besten Vertheidiger verloren; und da bald nachher auch Stanhope's Adoptivsohn aus dem Wege geräumt war, so konnten nun Viele, entweder ganz Unkundige in der Sache, oder papageienartige Nachsprecher, oder Schmeichler, oder feile Miethlinge, oder erwerbsuchende Büchermacher um so lauter schreien: „Hauser war ein Betrüger!" Den Ton dazu gab, wie bekannt, ein berliner Polizeimann an, der wahrscheinlich die ganze Welt nur mit der Polizeibrille betrachtet und Tag und Nacht von Betrügern und Gaunern träumt *). „Quisque praesumitur bonus, donec probetur contrarium" ist doch gewiß der vernünftigste Ausspruch des römischen Rechts und so rein menschlich, daß man denselben kaum bei den gewaltthätigen Römern sucht. Wie darf nun aber ein Polizeimann — ein Rechtsbeschützer! — den herrlichen Grundsatz, nach seinem Belieben, so herumdrehen: „Ich will Den oder Jenen so lange für schlecht halten, für einen Schelm oder Dieb u. s. w., bis das Gegentheil erwiesen werde", und wie darf er selbst die erste Rechtslinie überschreiten und so mit einer Ungerechtigkeit gegen Hauser beginnen? Er merkte nicht, als er 1830 schrieb: Kaspar Hauser, nicht unwahrscheinlich ein Betrüger ꝛc., daß er selbst der Betrogene war. Herrn Merker's Behauptungen widerlegen sich durch ihre mangelhafte Natur von selbst, wie die des Herrn von Lang, und verdienen weiter keine Beachtung. —

Kein einziger vorurtheilsfreier Leser dieser Mittheilungen wird Kaspar Hauser für einen Betrüger halten, wird jemals wähnen, der Unglückliche, der bei seiner Ankunft in Nürnberg weder gehen noch gehörig sprechen, noch Licht und Luft und gewöhnliche Kost vertragen konnte, der durch Einziehen starker Gerüche ohnmächtig und todtenbleich, voll kalten Schweißes wurde, sei in seiner Kindheit nicht

---

treten einzelner Massen im Innern (namentlich am großen Gehirn) und endlich einige Eigenthümlichkeiten der Schädelbasis auf solchen unentwickelten Zustand seiner physischen Hirnbildung, aus Mangel an früher intellectueller Thätigkeit und geistigen Lebensreizen ꝛc., hinweisen, daß Dr. Heidenreich aus ganz richtigem Gefühle sowohl während der Untersuchung des Gehirns, als während er seinen Bericht niederschrieb, das Wort „thierähnliche Bildung" nicht zu unterdrücken vermochte. W.

*) Vergl. auf S. 183—184 die Stelle aus Feuerbachs Brief an Hitzig.

unmenschlich mißhandelt, eingesperrt und aller Jugendfreuden beraubt worden. Und in Nürnberg und Ansbach haben ihn Tausende gesehen und beobachtet und in ihm selbst das treue Abbild seines außerordentlichen Mißgeschickes gefunden, das für Tausende zwar immer eine Hieroglyphe, aber immer sprechend und überzeugend war.

Am meisten zu beklagen wäre es, wenn anders die darüber verbreiteten Zeitungsgerüchte nicht widerlegt werden, wenn der Lord wirklich, wie es heißt, sich von seinem todten Pflegesohn losgesagt hätte. Gern möchte der Menschenfreund eines Bessern belehrt werden. Nahm Stanhope, von falschen Einflüsterungen verleitet, und untreu dem Grundsatze: „de mortuis nil nisi bene!“, — sein Wort zurück, entzog er dem Jüngling im Grabe jenen Vaterschutz, welchen er ihm im Leben gelobt und zum Theil schon gewährt hatte, so müssen wir, getäuscht in den Erwartungen von fremdländischer beharrlicher Großmuth, bedauern, daß Feuerbach so vertrauensvolle, schöne Worte in der Zueignung seines Werkes an seine Herrlichkeit richtet, ohne jemals eine solche Willensänderung zu fürchten. Er sagt nämlich:

„Niemand hat nähere Ansprüche auf diese Schrift, als Eure „Herrlichkeit, in dessen Person die Vorsehung dem Jüngling ohne „Kindheit und Jugend einen väterlichen Freund, einen vielvermögenden Beschützer gesendet hat. Jenseits des Meeres, im schönen „Alt-England haben Sie ihm eine sichere Freistätte bereitet, bis „die aufgehende Sonne der Wahrheit die Nacht verdrängt, welche „über dem geheimnißvollen Schicksal dieses Menschen liegt. Viel„leicht, daß den Rest seines zur Hälfte gemordeten Lebens noch Tage „erwarten, um derentwillen er es nicht mehr beklagen wird, das Licht „dieser Welt gesehen zu haben. Für solche That kann nur der Ge„nius der Menschheit Ihnen vergelten.“

„In der großen Wüste unserer Zeit, wo unter den Gluthen ei„gensüchtiger Leidenschaft die Herzen immer mehr verschrumpfen und „verdorren, endlich wieder einem wahren Menschen begegnet zu sein, „ist eines der schönsten und unvergeßlichsten Ereignisse meines abend„lichen Lebens.

Mit inniger Verehrung und Liebe rc.“

Noch scheint Stanhope's Wankelmuth unglaublich. Zwar erzählt

man, der Lord habe sich überzeugt, daß zuweilen Kaspar Hauser eine Unwahrheit gesagt. Wäre dies in der That erwiesen, so hätte Hauser, — freilich mit Unrecht, — wie ein fünfjähriges Kind gehandelt, das zuweilen aus Eitelkeit Etwas erdichtet. Allein sein ganzes unseliges Geschick durfte dadurch nicht etwa in den Augen des Lords als eine Unwahrheit erscheinen.

Schade, daß der große Feuerbach, der so scharf blickend und edel zürnend, so königlich über die Verbrecher zu Gerichte saß, nicht vor seinem schnellen Tode das deutsche Volk und die Welt zu Erben aller seiner Vermuthungen über Hauser einsetzte, oder wenigstens die Richtung seiner untersuchenden Wünschelruthe recht deutlich auf eine silberne Schüssel kritzelte, und sie auf die Straße warf! Vielleicht hätte diese köstliche Urkunde ein Verständiger gefunden, und nicht ein solcher Thor, wie unter dem Schlosse der Insel S. Marguérite jener Fischer, welchem der Mann mit der eisernen Maske eine silberne Schüssel, mit dem ganzen Geheimniß seines unglücklichen Lebens beschrieben, zuwarf. Beinahe wäre der einfältige Mann, der leider nicht lesen konnte und das unschätzbare Kleinod mit dem Thatbestand eines teuflischen Verbrechens dem Gouverneur brachte, für seine Gefälligkeit noch erschossen worden. — Und nun wartet die Welt wegen der eisernen Maske noch immer vergebens auf die Entdeckung jenes großen Geheimnisses der Bastille und vielleicht auf ewig, wenn sich nicht noch irgend eine Seherin in geistigen Rapport mit der Asche des Ministers Chamillard setzt, welcher der Letzte war, der um das Geheimniß Frankreichs wußte. Im Leben war dieser Minister nicht zum Geständniß zu bringen. Umsonst beschwor ihn sein Schwiegersohn, des Marschall de la Feuillade, auf den Knien, ihm zu sagen, wer der Mann mit der eisernen Maske gewesen sei. Der sterbende Minister sagte: Es ist ein Staatsgeheimniß, und ich habe einen Eid geleistet, es nie zu verrathen.

Von einem wahrhaft günstigen Erfolg der Nachforschungen nach Hausers Mörder ist in öffentlichen Blättern nichts bekannt geworden. Die Dorfzeitung vom 5. April 1834 bestätigt dies mit folgenden Worten:

Der Sohn des seligen Feuerbachs, der von München zur Untersuchung der Hauserschen Sache nach Ansbach gesendet worden war, ist wieder zurückgekehrt und soll gar nichts ausgerichtet haben. Ein quiescirter bayerischer Oberlieutenant, der, wie man sagte, als des Mordes an Kaspar Hauser verdächtig, verhaftet worden war, ist wieder in Freiheit gesetzt.

Da sich der Druck dieses Anhanges verspätet hat, so können hier noch zwei Nachrichten aus der jüngsten Zeit einen Platz einnehmen.

Dorfzeitung. 24. Septbr. 1834. „Die Sache des armen nürnberger Findlings Kaspar Hauser scheint wirklich zu ruhen, wie er selbst, und viele wollen an der Lösung des Räthsels verzweifeln, da von Hausers Gönnern einer nach dem andern stirbt. Auch der geachtete Gerichtsarzt Dr. Albert in Ansbach, welcher sich in seinem Bericht über Hausers Tod so entschieden gegen Selbstmord erklärt hat und der nächstens in Stuttgart zusammenkommenden Gesellschaft der Naturforscher die Sache vortragen wollte, ist verschieden. Auf Hausers Grab findet man in lateinischer Sprache die Aufschrift: „Hier liegt Kaspar Hauser, das Räthsel seiner Zeit. Unbekannt war seine Geburt, ein Geheimniß sein Tod" *).

Dorfzeitung vom 27. Septbr. 1834. „Abermals wunderliche Nachrichten über Kaspar Hauser. Der bayerische Bundestagsgesandte von Mieg, der früher in Ansbach einer höhern Verwaltungsstelle vorstand, hat, als er zum Minister-Congreß nach Wien ging, sämmtliche Kaspar Hauser betreffende Acten mit nach Wien genommen. Diese Acten sind nicht wieder zurückgekommen und zugleich erfolgte bald darauf die Auflösung der Hauserschen Untersuchungs-Commission, und die ganze Sache ruht. So meldet man aus Ansbach."

Noch sollen hier einige auf der ersten Seite des Anhangs angedeutete Zeitungsartikel angeführt werden, welche fast sämmtlich vom Jahr 1830 herrühren. In späterer Zeit sind solche Vermuthungen über Hausers Herkunft fast ganz aus den öffentlichen Blättern ver-

*) Auf dem einfachen aufrecht stehenden Grabstein lauten die lateinischen Worte: **Hic jacet Casparus Hauser, aenigma sui temporis. Ignota nativitas. Occulta mors. MDCCCXXXIII.**

schwunden, oder die wenigen, welche in denselben vorkommen, sind bald nachher als grundlos erschienen und von keiner zweiten ähnlichen Nachricht bestätigt worden. Man sehe nur z. B. einen solchen Bericht in der Schnellpost für Mode und Literatur. Mosaik. No. 14. 1834. pag. 221. uud einen andern in der Dorfzeitung 15. Febr. 1834, und man findet den Beweis.

Desto größere Aufmerksamkeit wird daher der Leser folgenden öffentlichen Mittheilungen zuwenden *):

Hamburger Biene vom 13. Januar 1830. Ein französisches Blatt meldet: Vor einigen Tagen soll an einem der Stadtthore von Nürnberg folgender Anschlag angeheftet gewesen sein. Der Feind Kaspar Hausers hat alle Maßregeln ergriffen, sich der Gerechtigkeit der Menschen zu entziehen. Gott allein wird er für sein Benehmen verantwortlich sein müssen. Alle Nachforschungen der Behörden, um Hausers Ursprung zu entdecken, werden erfolglos sein. Er ist der Sohn eines Mannes, dessen Namen zu nennen die Behörden sich wohl hüten werden, um ein großes Aergerniß zu verhüten.

Pesth, vom 25. Februar 1830. Es scheint, die Entwickelung der seltsamen Begebenheiten des Nürnberger Findlings, Kaspar Hauser, solle in unserer Stadt geschehen. Eine Person, die als Erzieherin in Ofen angestellt ist, war von den Nürnberger Behörden den unsrigen als verdächtig bezeichnet. Durch das mit ihr gehaltene Verhör ist sie dermaßen erschreckt worden, daß sie den Verstand verloren hat. Sie befindet sich jetzt in einem Hospitale. Alt. Merk. 1830. Nr. 50.

Vom Main, den 31. März 1830. Kaspar Hausers Ursprung soll man, wie der Hesperus meldet, auf der Spur sein. Seine Mutter soll eine ungarische Gräfin St. M. in Pesth sein, welche als Witwe das ganze sehr bedeutende Vermögen genießt, welches, wenn ein Kind da wäre, an dasselbe fiele. Die erste Entdeckung soll durch einen Geistlichen gemacht sein, der in einem Gasthofe im Nebenzimmer von der Sache sprechen hörte. Eine Kammerjungfer, jetzt in

*) Vergl. Schmidt v. Lübeck. Zweites Heft.

Diensten bei dem Grafen P., habe diesen bei dem Gerüchte einer bevorstehenden Untersuchung um Schutz angefleht, da diese Sache sie auf das Schaffot bringen könnte. Er habe ihr denselben zugesagt, weil das in Ungarn leicht auszuführen sei; dennoch soll sie aus Furcht verrückt geworden sein. Hamb. Corresp. 1830. Nr. 53.

Privat-Schreiben aus Wien. Schon vor 6 Monaten hatte ich die einzig mögliche und wahre politische Muthmaßung von der Geburt des Kaspar Hausers, und sie hat sich nun vollkommen bestätigt. Vor einigen Tagen ist in Ungarn eine Erzieherin des Fürstlich . . . schen Hauses, die sich früher längere Zeit in Gesellschaft des großen Französischen Generals befand, geheim gerichtlich verhaftet worden. Der Mitwissenschaft um die Geburt des Kaspar Hausers, so wie daher um die des Mordversuchs, vielleicht gar als Verwandte beschuldigt, gab sie sich für wahnsinnig aus. Ein gewonnener Arzt jedoch entdeckte ihre List durch eine zweite List. (Hier giebt der Briefsteller nähere Details, die aber noch nicht mitgetheilt werden dürfen.) Uebrigens scheint man in Beziehung auf K. H. mit der Erkaufung von Dolchen nicht sparsam umzugehen. Die Enthüllung der Wahrheit könnte also auch für mich mit Lebensgefahr verbunden sein, eine Thatsache ans Licht zu stellen, die vielleicht ganz Europa in eine elektrische Spannung versetzen dürfte. Münchner Bazard.

Nürnberg, den 6. Mai 1830. Es ist schon erwähnt, daß die Spuren der Abkunft C. H. nach Ungarn weisen, und wirklich soll die Sache in Wien spielen. Man erzählt so: Auf das Ausschreiben des hiesigen Magistrats in den Zeitungen, daß denen, die über Hausers Herkunft Nachrichten geben könnten, eine Belohnung ausbezahlt werden solle, kam von dem Stadtpfarrer aus Pesth in Ungarn ein Schreiben an das hiesige Stadtgericht, er habe im Jahre 1811 oder 1812 auf seiner Reise durch Deutschland in Augsburg einen gewissen Pfarrer Winter kennen gelernt, und aus dessen Munde habe er zufällig die Worte gehört: Man kann ja das Kind wegschaffen, ohne es zu tödten. Dieser Winter wurde natürlich verhört, und sagte aus: er selbst wisse nichts Näheres von dem Kinde, aber eine gewisse

Madame Valbon könne nähere Auskunft geben. Diese Frau wurde nun auf eine sonderbare Weise ausfindig gemacht. Zu einer gewissen Gräfin in Pesth kam ein Gerichtsdiener mit der Frage, ob sich nicht in ihrem Hause eine gewisse Madame Valbon aufhalte. Die Gräfin versicherte, sie kenne alle ihre Leute, und es sei Niemand des Namens bei ihr; worauf sich die Gerichtsperson bescheiden zurückzog. Bei Tische des Mittags erzählt die Gräfin die Sache ganz unbefangen in Beisein des Hofmeisters und der Gouvernante ihrer Kinder, worauf die letzte in Ohnmacht gesunken und wahnsinnig geworden sein soll; ob in der That oder verstellt, konnte noch nicht ausgemittelt werden. Die Frau war unter dem veränderten Namen Bonval in diesem Hause seit längerer Zeit in Diensten. Die Sache machte großes Aufsehen. An anderen Orten erklärte man die Anzeige des Pesther Geistlichen für eine Privat-Rache. — Die Untersuchung wegen Hausers Herkunft soll sehr lebhaft betrieben werden, und man will Spuren haben, die zu der Vermuthung berechtigen, er sei aus fürstlichem Geblüte. Hamb. Corresp. 1830. Nr. 77.

Vom Juli 1830. Ein Herr von Pirch, Lieutenant im ersten Garde-Regiment zu Berlin, war im Herbste 1829 in Ungarn gewesen, und machte im März 1830. einen Besuch in Nürnberg, kurz nachher, als die Geschichte mit der Gouvernante des Grafen P. in Pesth bekannt geworden war. Er hatte mehrere Unterredungen mit C. H. in dessen Wohnung bei dem Magistratsrathe Biberbach. In Nürnberg war allgemein die Meinung, daß dieser Findling ein Sohn Napoleons sei, und man war unvorsichtig genug gewesen, ihm selbst diese Ansicht beizubringen. Der Lieut. von P. erinnerte sich noch einiger ungarischen Worte, und nannte ihm solche, z. B. Zahlen und Familienverhältnisse bezeichnende Wörter. Hauser gerieth bei diesen Lauten in ein tiefsinniges Nachgrübeln, und bald in freudige Aufregung; er konnte die Bedeutung dieser Wörter sogleich angeben. Aus Hitzigs Annalen.

Wien, im Juni 1830. In Ofen befindet sich bei dem dortigen Tavernicus, Grafen von Palffy, eine Gouvernante, Madame Dalbon.

Diese Frau soll früher ebenfalls als Gouvernante bei einem Gutsbesitzer nahe bei Nürnberg angestellt und in freundschaftlicher Verbindung mit dem dortigen Pfarrer gewesen sein. Ein Freund des Pfarrers Hr. M—r, damals Theolog, hörte einst, als er den Pfarrer besuchte, folgende von Madame Dalbon gesprochene Worte im Vorzimmer: Aber um Gotteswillen was soll denn endlich aus diesem Kinde werden? Ewig kann es doch nicht eingesperrt bleiben. In diesem Augenblicke bemerkte man den eingetretenen Freund M—r, und beschwor ihn, wenn ihm sein eigenes und das Glück dreier Menschen am Herzen liege, nicht mehr weiter über das eben Gehörte nachzuforschen, und keinen fernern Gebrauch davon zu machen; welches M—r auch feierlich versicherte. Nach mehreren Jahren betrat dieser M—r die Oesterreichischen Staaten, ging zur katholischen Religion über, kam nach Presburg, und wurde in einem dortigen Hause Erzieher. Bei einem Besuche, welchen er mit seinen Zöglingen in dem Hause der Frau — U—y machte, traf er M. Dalbon wieder, welche in diesem Hause als Gouvernante angestellt war. Die bei Nürnberg erlebte Geschichte fiel ihm in diesem Augenblicke wieder ein. Dazu kam, daß alle Zeitungen damals von K. H. sprachen. Zeit und Ort stimmten, und dem M—r drängte sich die Idee auf, daß die vormals gehörten Worte Bezug auf diesen Unglücklichen haben könnten. Er soll hierauf nach Nürnberg an den dortigen Magistrat geschrieben und diesem seine Zweifel und Muthmaßungen mitgetheilt haben. Vor einigen Wochen nun erschien ein Ansuchen des Nürnberger Magistrats an den Ofener Magistrat, eine Madame Dalbon, welche gegenwärtig in Ofen bei dem Tavernicus, Grafen von Palffy, als Gouvernante in Diensten stand, in Verhör zu ziehen. Der Ofener Magistrat übergab das Schreiben dem benannten Grafen, und dieser nahm mit der Dalbon ein Zimmerverhör vor. Im ersten Augenblicke war diese so betroffen, daß sie auf ihre Kniee stürzte und den Grafen um Gotteswillen bat, sie nicht unglücklich zu machen und auf das Schaffot zu bringen. Weiter konnte der Graf nichts von ihr herausbringen; sie schwieg hartnäckig auf alle an sie gerichteten Fragen, und wurde von einem wahnsinnigen Zustande befallen. Man brachte sie zu den Elisabetherinnen, und später in das Rochusspital.

Man beobachtete sie auf das genauste, konnte aber aus ihren verwirrten Aeußerungen nicht das Geringste entnehmen, was näheren Aufschluß hätte geben können. Jetzt läßt ihre Geisteszerrüttung nach, und macht wieder einem natürlichen Zusammenhange Raum. Es steht nicht zu zweifeln, daß man die Untersuchungen jetzt wieder fortsetzen werde. Auf jeden Fall scheint dieser Geschichte ein entsetzliches Verbrechen zum Grunde zu liegen, wenn auch Hauser gar nicht damit in Verbindung stehen sollte. Wiener Abendzeitung.

Dorfzeitung Nr. 47. 1. März 1834. Der Rath Cuno aus Ratibor in Schlesien theilt ein altes Zeitungsblatt mit (Voss. Zeit. Nr. 138. v. Jahr 1816), worin gemeldet wird: Am 23. Octbr. 1816 hat ein Schiffer aus Groß-Kemps auf dem Rheine eine schwimmende Flasche gefunden und darin einen lateinischen Zettel, der auf Deutsch also lautet: Allen, denen dies Blatt zu Augen kommen wird: „Ich liege in einem Kerker bei Lauffenburg am Rheinstrome gefangen; mein unterirdischer Kerker ist sogar demjenigen unbekannt, der sich meines Thrones bemächtigt hat. Mehr kann ich nicht schreiben, da ich streng und grausam bewacht werde. S. Hanes Spancio." Rath Cuno meint, der eigene Hüter des Gefangenen oder ein Anderer, der ihm ohne eigene Gefahr habe helfen wollen, habe den Zettel mit der Flasche in den Strom geworfen und der Gefangene könne wohl K. Hauser gewesen sein.

Das sind die frühern und die wichtigsten Zeitungsnachrichten über Hauser, die, als nirgends widerlegte, einst noch eine Enthüllung des Geheimnisses hoffen lassen *). Sollte aber auch diese Erwartung nie erfüllt werden, immer wird doch die Geschichte des Unglücklichen, dessen dunkeln Tagen jenes Gedicht und dieser Anhang gewidmet ist, ein unvergeßlicher, wenn auch schauderhafter Gegenstand für das menschliche Nachdenken sein!

W.

*) Der König von Baiern setzte für den, welcher Hausers Mörder rc. entdecke, eine Belohnung von 10000 und der Lord Stanhope von 5000 Gulden aus.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Welcker, Philipp Heinrich,

Die tönenden Bilder eine Reihe von drei und vierzig Holzschnitten

Gotha 1835

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.857-b
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11723153-0